20 16

Ex Bibliotheca Seminarii clericalis Passaviensis ad S. Stephanum.

PHM 20/6

Hist: prof: ~~215.~~
101

Hist. prof. 101
V-bi

Bibliotheca
seminarii clericalis
PASSAU

# Memoiren

über die

# Restauration,

oder:

historische Erinnerungen

aus

der Zeit der Restauration, der Revolution von 1830 und den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's.

Von

der Herzogin von Abrantes.

Deutsch

von

**L. von Alvensleben.**

Sechster Band.

Bibliotheca seminarii clericalis PASSAU

Leipzig,

Allgemeine niederländische Buchhandlung.

(C. Hochhausen und Fournes.)

1838.

# Erstes Kapitel.

Geburt des Herzogs von Bordeaux. — Rückerinnerung. — Interessante Details. — Der Marschal Suchet. — Der Marschal Viomenil. — Der unterbrochene Schlaf. — Die Herzogin von Berri ist wahrhaft Mutter des Herzogs von Bordeaux. — Nähere Angaben des Marschals. — Das blaue Band. — Aeußerung des Marschals. — Das Protocoll über die Niederkunft der Herzogin von Burgund. Schönes Benehmen des Marschals Suchet. — Wechsel. — Gebräuche auf den Orcaden. — Eine Bemerkung von mir über den Herrn von Chateaubriand. — Ludwig XVIII. war auf dessen Talent eifersüchtig. — Ursache seiner Entfernung aus dem Ministerium. — Liebe des Königs für seine Charte. — Matthieu von Montmorency. — Er gehört auch zu Denen, welche Herrn von Villèle beunruhigten. — Marchangy der Gallier und dessen Ansuchungsschreiben. — Adresse der Kammer der Deputirten. — Napoleon würde nicht mehr thun. — Benehmen des Königs am 30. November 1821. — Das Ministerium ohne Minister.

Ich ließ ein wichtiges Ereigniß unerwähnt, nämlich die Geburt des Herzogs von Bordeaux; sie war aber mit Umständen verbunden, die ich erwähnen muß, da sie dem ausschließlichen Gebiete der Memoiren angehören, in denen Alles, was Erinnerung ist, gewissenhaft aufbewahrt werden muß. Diese Erinnerungen sind werthvoll, sobald sie in Folge eines vertrauten Gespräches mit den handelnden Personen eines

großen Dramas niedergeschrieben worden, und um so werthvoller, wenn sie sich nirgens fänden, zeichneten wir sie nicht auf.

Der Marschal Suchet und der Marschal Viomenil waren vom Könige dazu erwählt worden, bei der Niederkunft der Herzogin von Berri zugegen zu sein. Sie befanden sich seit einigen Tagen in den Tuilerien, in dem Pavillon der Flora, um im entscheidenden Augenblicke sogleich bei der Prinzeß sein zu können. Man hat von diesem Ereigniß soviel gesprochen, daß ich nicht nöthig habe, es noch weiter zu erwähnen. Ich führe nur an, daß die Herzogin von Berri eben so gewiß die Mutter, wie der Herzog von Berri der Vater des Herzogs von Bordeaux ist, und daß sie sich sehr unbesonnen und mit unverzeihlichem Leichtsinn benommen hat. Die Personen ihres Hofstaates sind noch strafbarer und eigentlich gar nicht zu entschuldigen. Nichts kann die Abwesenheit der Aerzte, der Wärterinnen, kurz jedes nöthigen Beistandes rechtfertigen. Was geschah, mußte vorausgesehen werden, und zwar nicht blos durch die Frauen, sondern sogar durch die Männer vom Hofstaate der Prinzeß. So schnell auch eine Entbindung sein mag, muß sie doch wenigstens eine Minute währen; diese reichte hin, die nöthige Hülfe herbeizuholen — und dennoch!

Als der Marschal Suchet zur Herzogin kam, soll sie, wie man wissen will, die Decke aufgehoben und dem Marschal gesagt haben: „Herr Marschal, Sie sehen, daß das Kind noch mit mir zusammenhängt! — Sie müssen das Band sehen?“—

Eine geistreiche Frau sagte am nächsten Tage: Ja, das blaue Band.

Das ist nicht gerecht, und Marschal Suchet ist ein Mann von einem schönen und rechtlichen Character, und nichts würde ihn haben bewegen können, die Ehre so sehr zu verletzen, zu

erzählen, was er nicht gesehen hatte. Ich werde sogleich den Beweis davon geben. —

Das Uebel dieses Auftrittes rührt von dem linkischen Benehmen der ganzen Umgebung der Prinzeß her. Es schien, als wetteiferten Alle darin, die größten Dummheiten zu begehen. Sie selbst zuerst, die ihre Beine, das Kind, und die unglückselige Nabelschnur allen Menschen zeigte. Wir Pariser sind eine Menschengattung, die sich sehr gern lustig macht. Welch ein schöner Stoff bot sich hier zum Spotte! Während Nichts erhabener und bewunderungswürdiger hätte sein sollen, als die in Trauerkleider gehüllte Wittwe, welche die Thränen der Gattin nur unterbrach, um sich den Klagen der gebärenden Mutter hinzugeben, hätte man sie nicht den groben Scherzreden geringer Leute Preis geben, Marie Louise nicht parodiren sollen.

Der Marschal Suchet wußte nicht, was er der Aufforderung der Herzogin von Berri antworten sollte. Endlich kam der Beistand, und Alles ging so ab, wie man weiß.

Nachdem der König die Herzogin von Berri und den unschätzbaren Sprößling, den die Vorsehung ihm geschenkt hatte, umarmt hatte, zog sich der Marschal zurück. Auf der Treppe begegnete er dem Herzoge von Orleans.

„Nun Herr Marschal," fragte dieser, „ist Alles aus?"

„Ja, gnädigster Herr," sagte der Herzog von Albuféra, „es ist ein Knabe!"

Damit ging er vorüber, denn in jener Zeit flößte der Herzog von Orleans Denen, die ihm den Hof machen wollten, eine Art von Entsetzen ein, und selbst ohne Schmeichler zu sein, konnte man sich von dem Palais Royal entfernen, denn der Widerwille der königlichen Familie wurde keineswegs verhehlt. — Der Marschal grüßte tief und ging vorüber.

Einige Wochen darauf wurde der Marschal nach den Tuilerien beschieden, um das Protocoll über die Geburt des Herzogs von Bordeaux zu unterzeichnen. Es fand eine große Feierlichkeit bei dieser Handlung Statt, welche ohne Widerrede eine der wichtigsten unter der Regierung Ludwigs XVIII. war, selbst die Charte nicht ausgenommen. Der Marschal hörte anfangs nachläßig zu, weil er glaubte, daß sein Bericht so sein würde, wie er die Dinge gesehen hatte; wie groß war aber sein Erstaunen, als er die Entbindung der Herzogin von Burgund beschreiben hörte. Dieselbe Ceremonie, dasselbe Protocoll der Etiquette, kurz Alles so, als ob Ludwig XIV. seinen Sarg in Saint-Denis verlassen hätte, um eine jener Wanderungen auszuführen, die in dem Norden Europas als Sage bekannt sind. Der Marschal glaubte falsch gehört zu haben, aber er täuschte sich nicht, der König sollte mit der Herzogin von Angoulème, Monsieur und dem ganzen Hofe der Entbindung beigewohnt haben. Als der Marschal das Protocoll unterzeichnen sollte, erklärte er mit vieler Ehrfurcht, jedoch sehr fest, daß er nicht unterschreiben würde, was er nicht gesehen hätte.

„Ich bin zu innig überzeugt, daß der Herzog von Bordeaux unser legitimer Prinz ist," sagte er, „um es nicht mit meinem Blute unterzeichnen zu wollen, aber eben wegen dieser Ueberzeugung kann ich auch nur das unterzeichnen, was ich selbst sah."

Man redete dem Marschal zu, doch Alles blieb vergebens. Das Resultat seines edlen und rechtlichen Characters war das Bild von dem, so viel wir es kennen und gesehen haben. Der Marschal war ein alter Freund meiner Familie und der meinige. Ich fühlte mich glücklich über sein Benehmen, als ich es erfuhr, und der gute Gabriel Suchet,

der Bruder des Marschals, sagte mir noch kürzlich, indem er wieder auf diese Thatsache zu sprechen kam: Berichtigen Sie doch den Irrthum wegen des blauen Bandes.

Nach diesem Rückblick auf 1820 wende ich mich wieder zu 1821, um von Dem zu sprechen, was damals alle Gemüther und alle Köpfe beschäftigte, nämlich von dem Ministerium. Jeder Ehrgeiz war nicht nur aufgeregt, sondern zeigte sich auch furchtbar und drohend, denn der Haß geht stets aus einem solchen Kampfe selbst zwischen den theuersten Freunden hervor, und Die, welche nach dem Portefeuille strebten, waren durch keine Sympathie, durch kein Band mit einander vereinigt. Herr von Peyronnet, Generaladvocat am königlichen Gerichshofe von Bourges, und Herr von Villèle, Maire von Toulouse, kannten keine dieser Sympathien, doch bei dieser Gelegenheit vereinigten sie sich gegen den Herrn von Chateaubriand, den sie eben so sehr fürchteten, wie den Herrn Decazes. Sie setzten alle Springfedern in Bewegung, damit der Mann, der durch seine Ergebenheit und sein Talent den Bourbons mehr genützt hatte, als alle kleinen Intriguen des Herrn von Villèle und die Großsprechereien des Herrn von Peyronnet, aus dem Vaterlande verbannt und als Gesandter nach Berlin geschickt würde, denn diese Gesandschaft war unter den damaligen Umständen eine Art von Verbannung, und ich glaube, daß Herr von Chateaubriand dies um so lebhafter fühlte, da Herr von Villèle, welcher den Grundstein zu jener Gunst legte, wie wir Alle sahen, Herrn von Chateaubriand Alles verdankte. Noch stand er aber nur bei der Entfernung des talentvollen Mannes, der seine Kleinlichkeit fürchtete; bald sollte er uns zeigen, was ein Mensch gegen einen andern vermag, dem er Verpflichtungen schuldig ist.

Auf den Orcaden herrscht ein Gebrauch, welcher wehe thut, wenn man nur daran denkt; man rettet niemals einen Ertrinkenden, denn, sagen die Insulaner, man kann überzeugt sein, sich durch seine Rettung einen Feind gemacht zu haben.

Und diese Menschen sind Halbwilde! Alles, was die Natur durch unsere Civilisation gewinnt, ist, daß sie, wie Herr von Villèle, zu schleichen lernt.

Herr von Chateaubriand war, wie natürlich, verletzt durch die Art von Verstoßung, die sich bei jeder Erneuerung in dem Ministerium wiederholte. Die Meinung ernannte ihn zur Präsidentschaft des Conseils; die Meinung aller Parteien, selbst der Napoleonisten, die ihn wahrlich nicht lieben konnten, denn er hatte sich als unsern Feind gezeigt. Wenn man aber auch einen edlen, rechtschaffenen Feind nicht liebt, so kann man ihn doch achten und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das erste Mal, als ein Portefeuille zu vergeben war, wurde Herr von Chateaubriand als unser Gesandter nach Berlin und das zweite Mal nach London geschickt, weil Herr von Villèle nur Diener haben wollte und keine Collegen. — Herr von Chateaubriand flößte ihm Furcht ein.

Eine Wahrheit, die nie ergründet wurde, ist, daß der größte Nebenbuhler des Herrn von Chateaubriand Ludwig XVIII. selbst war; er bot als König einen ziemlich komischen Character der Beobachtung und hatte besonders eine lächerliche Autoreitelkeit. Diese literarische Eigenliebe, die durch die Broschüre: die Reise nach Coblenz, so sehr mißhandelt wurde, mußte natürlich einen Mann wie Herrn von Chateaubriand fürchten. War er Minister, so sagte man, daß er die Reden des Königs machte; war er Minister,

so rührten die vorgeschlagenen Gesetze von ihm her; war er Minister, so mußte endlich alles Gute sein Werk sein. Dies wenigstens glaubte Ludwig XVIII., und er bewies diesen Glauben durch die Aeußerung, die er eines Tages gegen einen seiner Vertrauten machte, als dieser ihm sagte, es sei doch ein Glück, Herrn Decazes in einer so wichtigen Zeit zum Minister zu haben.

„Was glauben Sie denn, daß er thut?" fragte der König sehr scharf.

Der Andere erwiderte, daß das Gesetz über die Wahlen, der Schluß der Kammer von 1816 und eine Menge anderer Thatsachen, die er ebenfalls anführte, der Beweis für seine Behauptung wären. Der König runzelte die Stirn, schwieg einige Augenblicke und sagte dann mit einer sonderbaren Betonung:

„Herr Decazes ist mein Zögling, und thut und sagt nur, was ich will, daß er thue und sage.*)"

Eine zuverläßige Thatsache ist, daß von diesem Tage an die Gunst, in der Herr Decazes stand, sichtlich abnahm; wir hatten damals 1818, und die Person, die den König oft sah und zufolge ihrer Stellung alle Wochen mit ihm arbeitete, sagte mir, als Herr Decazes in Ungnade fiel, sie fürchtete, dazu durch jene Worte beigetragen zu haben.

Es war um jene Zeit, als das gelbe Fieber und die Cortes über das arme Spanien Furcht verbreiteten. Dadurch, daß Ferdinand VII. die schönste Stellung fortwährend mißhandelte, war es ihm gelungen, eine ungeheure Gefahr herbeizurufen.

*) Das ist nicht wahr. Ludwig XVIII. wußte sehr wohl, daß der Staatsstreich, die Kammern zu schließen, dem Kopfe des Herrn Decazes seine Entstehung verdankte.

Ferdinand VII. war ein Mensch, der nichts Vollkommnes hatte, als seine Bosheit, die ihn dem wilden Thiere ähnlich machte. Was für ein Mensch war dieser König! Ich glaube, daß Ludwig XVIII. ihn sehr gut gekannt hat.

Noch ein anderes Geheimniß, welches seiner ernsthaften Natur ungeachtet eine scherzhafte Seite haben kann, ist der eigentliche Grund, den Ludwig XVIII. hatte, um seine Neigung zur Unterstützung des Königs von Spanien und Piemonts zu erklären. Es ist nicht etwa, wie man glauben sollte, die Legitimität, sondern nur der Unwille gegen die empörten Völker, daß sie nicht seine Constitution statt der der Cortes ausgerufen haben. Hätte Spanien gerufen: Es lebe die Charte, so würde Ludwig XVIII. für dasselbe Alles gethan haben, was er so gegen dasselbe that. — Ich scherze keineswegs, indem ich diese Ueberzeugung ausspreche.

„Sehen Sie," sagte er eines Tages zu dem Marschal Lauriston, indem er mit ihm über Spanien und besonders über Catalonien sprach, „sie haben nicht einmal an meine Charte gedacht! An diese Charte, die Frankreich so sehr liebt und die ich 20 Jahre überlegt habe!"

Seine Charte war sein Lieblingskind, sein Schatz. Ach, man hat gesehen, daß Frankreich sie in der That liebte und daß seines gothischen Liberalismus ungeachtet Ludwig XVIII. dem Jahrhunderte noch mehr angehörte, als Die, welche dessen Schwelle nicht einmal übertreten hatten; und wie weit war gleichwohl er selbst noch von dem eigentlichen Geiste entfernt.

Man arbeitete also zu gleicher Zeit daran, die beiden Dinge zu vernichten, welche zufolge des französischen Ministeriums für Frankreich zu fürchten waren, das gelbe Fieber als eine Geißel, und die Constitution der Cortes als eine

nicht minder gefährliche. Um den Erfolg dieser beiden Unternehmungen zu sichern, schickte man Aerzte und barmherzige Schwestern nach Catalonien, und die Absolutisten wurden durch Geld und Wort ermuthigt. Man errichtete einen Sanitätscordon, der bald zu einer Armee anwuchs, und wir unternahmen einen Feldzug, begleitet von der Gefahr, Gewehr und Säbel in die Hände einer Macht zu geben, welche die Regierung fürchten mußte, seitdem alle Verschwörungen, die man entdeckte, militärischer Natur waren. Der Herzog von Angoulème benahm sich bei dieser Sache ganz vortrefflich; er zeigte sich als ein rechter Sohn von Frankreich, aber wie nothwendig wäre der Herzog von Berri bei einer solchen Sache gewesen. Ja wohl, der elende Louvel hatte gut getroffen!

Herr von Villèle saß noch immer im Conseil, auf den Augenblick lauernd, wo er die Präsidentschaft erhaschen könnte, denn ungeachtet er mit seinem nasalen Toulousaner Dialect versicherte, daß er kein Ministerium wollte, hatte er seinem Ehrgeize das Versprechen gegeben, Premierminister zu werden, und er ward es.

Nur Herr von Chateaubriand flößte Herrn von Villèle besondre Besorgniß ein. Herr von Montmorency, Herr von Labourdonnaye und Herr von Feronnays störten ebenfalls seinen Schlaf, doch minder, als der Verfasser der Märtyrer. Er fürchtete ihn, das ist das wahre Wort. Herrn von Montmorency behielt er im Hintergrunde, um ihn als Antwort für andere Ansprüche hinzuwerfen. Herr von Labourdonnaye richtete sich selbst zu Grunde, und Herr von la Feronnays, der so gerade und rechtschaffen ist, konnte leicht bekämpft werden; Marchangy der Gallier strebte auch nach den Siegeln, und glaubte sie durch die Heftigkeit seiner Ansuchungs-

schreiben verdient zu haben, die übrigens weit mehr für 93 als 1820 geschrieben waren. Welch ein Mensch! Welch eine Art, die Gerechtigkeit herauszufordern und zu reizen! Er zeigt nicht nur den Parteigeist in seinem Hasse, sondern die ganze Thorheit dieses Hasses! Es ist das Gift, welches eine Natter im Augenblick des Todeskampfes um sich her verbreitet. — Beranger hat ihn durch seine pindarischen Gedichte unsterblich gemacht, und die Lächerlichkeit wird der einzige Tribut sein, welchen die Nachwelt diesem Menschen zollt, der eines Tages zu Jemanden, welcher in Bezug auf Bories und seine Unglücksgefährten, junge Leute, die mehr verführt, als strafbar waren, und deshalb die Nachsicht der Richter verdienten, seines Ansuchungsschreibens erwähnte, die Antwort gab:

„Ich habe nichts dabei zu thun, und was ist's denn noch weiter: vier junge Leute ohne eine bekannte Familie, ohne Anhang — es lohnt nicht der Mühe, davon zu reden!"

Und die Unglücklichen starben auf dem Schaffot!

Eine ziemlich merkwürdige Thatsache, die der Erwähnung lohnt, weil man dem Kaiser in Bezug solcher Dinge keine Nachsicht schenkt, war die Adresse der Deputirtenkammer, welche der König unterdrückte, weil er voraus wußte, daß sie sich nicht für die Majestät des Thrones, wie die Ultras sagten, geziemte. Die Minister standen nicht genug in Achtung, als daß ihre geheime Majorität sich zu zeigen gewagt hätte; und die Liberalen, die damals mehr Muth hatten, als sie seitdem gezeigt haben, d. h. welche sich wie Manuel der Gefahr aussetzten, aus dem Sitzungssaale verbannt zu werden, dictirten die Adresse, in welcher sich unter andern folgende merkwürdige Stelle befand:

„Sire, wir wünschen Ihnen über Ihre fortwährende „freundschaftliche Verbindung mit den fremden Höfen Glück,

„doch nur in dem Vertrauen, daß ein kostbarer Friede nicht „durch Opfer erkauft werde, die unverträglich mit der Würde „der Nation und der Würde Ihrer Krone sind.“

Ludwig XVIII. war trotz seines süßlichen Tones und seines beständigen Lächelns, welches sanft sein sollte, und doch nur spöttisch war, nichts weniger, als ein gutmüthiger Mensch. Als man ihm diese Adresse zur Ansicht vorlegte, gerieth er in Zorn, daß man beinahe „Es lebe Karl X.“ hätte rufen können. Ludwig XVIII. war außer sich, und das Resultat, daß er die Deputation nicht annahm.

Als daher am 30. November 1821 um 9 Uhr Abends die Deputation der Deputirtenkammer dem Könige gemeldet wurde, sagte er mit sehr strengem Tone, daß er nur Herrn Ravez und die beiden Secretaire sehen wollte.*) Als diese drei Personen eingeführt wurden, und Herr Ravez, nachdem er sich verneigt hatte, seine Adresse vorlesen wollte, fiel ihm der König in das Wort.

„Herr Präsident,“ sagte er, „ich kenne die Adresse, die sie mir überbringen, und es ist daher unnöthig, diese mir vorzulesen.“

Und sogleich las er eine andere, die er bereit gehalten hatte. Ich denke, das ist ein Streich à la Napoleon.**) Um aber gerecht zu sein, muß man gestehen, daß so alle Handlungen sind, welche von der Macht der Herrscher ausgehen. Man muß oft genug seine Kraft zeigen! Der Fehler der Restauration ist nur, daß es ihr an der wahren Kraft man=

---

*) Herr Ravez war damals Präsident der Deputirtenkammer und ein eifriger Ultra.

**) Vor der Revolution untersagte man dem Präsidenten nie das Wort, wenn das Parlament Vorstellungen machte.

gelte, und sie doch so handeln wollte, als wäre dies nicht der Fall.

Um jene Zeit sahen wir, was sich seitdem öfter zutrug und was man damals für viel ernsthafter hielt, nämlich ein Ministerium ohne Minister. Die Spaltung war so sichtlich, daß der arme Lainé, der sich nichts als zuviel Offenheit und Geradheit vorzuwerfen hatte, nur noch maschinenmäßig mit seinen beiden Collegen correspondirte, welche die ganze ministerielle Barke leiteten und aus dem Conseil einen Kampfplatz machten, auf welchem die Würde der Krone besudelt wurde.

Da dieser Zustand der Dinge nicht dauern konnte, bediente Herr von Villèle sich Monsieurs, um den König zu bestimmen, ein Ministerium zu bilden, wie er es beabsichtigte. Der König, der betäubt und überdies durch Das, was seit vierzehn Tagen vorging, gelangweilt wurde, fragte, ob das Ministerium sogleich gebildet werden könnte. — Man hielt eins fix und fertig bereit und nannte es. Eine ziemlich komische Thatsache ist, daß man den Marquis von Lauriston bitten mußte, die Ordonnanz zu unterzeichnen.*)

„Denken Sie sich nur, daß ich die Ernennung des Herrn von Montmorency contrasignirt habe," sagte er einige Tage darauf zu mir.

So war das Ministerium jener Zeit beschaffen, wenigstens in den ersten Tagen, denn es sollte sehr oft, wenn auch nicht das Banner, doch die Mitglieder wechseln.

Herr von Clermont-Tonnerre für die Marine. Herr von Villèle für die Finanzen; Herr Matthieu von Mont-

---

*) Als Minister des königlichen Hauses war er nicht verantwortlich.

morency für die auswärtigen Angelegenheiten; Herr von Peyronnet Siegelbewahrer; Herr von Corbière für das Innere und der Herzog von Belluno für den Krieg.*)

Der Herzog von Belluno glich einem Kuchen, den man dem Geschrei der liberalen Partei hingeworfen hatte, welche in diesem Ministerium nur die Exaltirtesten der Ultrapartei sah, und in der That befand sich auch der Herzog von Belluno da, ich weiß selbst nicht, weshalb, denn er gehörte nicht mehr zu den Unsrigen, und die Ultras mochten ihn auch nicht, wie es stets geschieht, wenn man nicht weiß, ob man dem Teufel oder dem guten Gotte dient. Damals wurde Herr von Chateaubriand zur Gesandtschaft in England ernannt. Man vergoldete ihm seinen Kummer und seinen Unwillen, aber er blieb dennoch bitter.

Man behauptete damals, der General Donnadieu wollte ein Ministerium haben; er forderte es, besonders wegen seines Feldzuges nach Grenoble. In diesen unglückseligen Jahren, zu denen wir jetzt gelangt sind, herrschte ein Geist des Schwindels, welcher in der That Denen leichtes Spiel machte, die die Regierung ärgern wollten. So reizte das neue Ministerium eine ganze Partei zu dem Geschrei des Todes, indem es Männer wie Herrn Franchet und Delavau für die Polizei ernannte. Sie waren so sehr wegen ihres Jesuitismus bekannt, daß die Ultras eben so wie die Liberalen in das Geschrei des Unwillens ausbrachen. Man bemerkte bald, daß die Furcht begründet war; Verhaftungen, ungerechte Veränderungen, eine Menge von Handlungen, die das Ministerium im Dunkeln begehen zu können meinte, die

*) Der Herzog von Belluno wurde in diesem Ministerium bald durch den Herrn von Clermont-Tonnerre abgelöst.

aber dennoch bekannt wurden, verliehen dem Ministerium bald eine ganz andere Farbe, als die, welche es mit einem Manne wie Montmorency an der Spitze hätte haben sollen; er war der tugendhafteste Mensch in ganz Frankreich, von den besten Gesinnungen beseelt, der würdigste, ein Portefeuille zu führen; er hatte aber das Unglück, bei dem Jahre 1790 stehen geblieben zu sein, und zu glauben, daß er mit den liberalen Gesinnungen vollkommen vertraut sei, weil er Mitglied der constituirenden Versammlung gewesen war. Es giebt noch eine Menge Menschen in der Faubourg St. Germain, welche eben so denken. Jedenfalls war aber die Ernennung des Herrn von Montmorency ein großes Glück für Frankreich. Wollte der Himmel, er wäre geblieben; besonders aber, er wäre nicht wegen einer so erbärmlichen Intrigue aus dem Ministerium getreten. Er, der so treu und rein war, wurde durch einen Menschen wie Herr von Villèle hintergangen! Es ist eine Schande für Frankreich, daß es dies duldete!

Das Jahr 1821 war den großen Namen verderblich. Der Tod bemächtigte sich ihrer. Der Cardinal von Périgord starb, neunzig Jahre alt; er war Erzbischof von Paris und Großalmosenier von Frankreich. Er war ein rechtschaffener Mensch, und seinen Herrschern ergeben, wie seinem Gotte, und indem er seine Pflichten als Prälat und Bürger erfüllte, zeigte er eine so edle Einfachheit, daß selbst der Gedanke fern blieb, man könne anders sein. Seit zwei Jahren hatte er einen Coadjutor, Herrn von Quelen. Noch nie hatte ein jüngerer Prälat die Coadjutorstelle bekleidet. Der Cardinal von Retz wurde erst mit vierzig Jahren Coadjutor. Herr von Quelen, damals Bischof von Samosata, zählte damals neun und dreißig.

Herr von Quelen ist nicht nur mein Freund, sondern auch der Prälat, den ich im geistlichen Stande am meisten achte. Ich lernte ihn kennen, als er bei dem Cardinal Fesch, damals Großalmosenier von Frankreich, war, und stets sah ich in ihm einen guten Priester, einen treuen Freund, einen redlichen Franzosen. Herr von Quelen, der mit dem vierzigsten Jahre zu dem erzbischöflichen Sitze von Paris gelangte, mußte natürlich der Gegenstand der Eifersucht und des Hasses der Partei sein, die sich selbst nicht einmal die Mühe gab, dies zu verbergen. Herr von Quelen hatte dem kaiserlichen Großalmosenieramte angehört, und mußte daher mit dem Anathema belegt werden. Herr von Janson, der zu Napoleon sagte, Gott hätte in ihm seinen Erwählten, seinen Cyrus erkannt, und tausend andere solche Albernheiten; Herr von Boulogne und tausend Andere, welche dem Kaiser Hand und Fuß küßten, und dennoch bei der Rückkehr der Bourbons in Gunst kamen, waren gewiß strafbarer, als jene, stets achtbaren, guten, mildthätigen Männer, die nur das reine Evangelium kannten und den Text nicht verdrehten, um Worte des Fluches in dem göttlichen Gedanken zu finden. Herr von Quelen ist einer jener Priester, auf welche die Kirche stolz sein muß. Doch die Freundschaft des Herrn Decazes war ihm nützlich gewesen, und deshalb konnten die Ultras nicht für ihn sein.

Ich werde von dieser Thatsache sogleich weitläufiger sprechen.

Die Herzogin von Orleans und die Herzogin von Bourbon starben ebenfalls dieses Jahr. Die Erstere war ein Engel der Güte und Tugend, fromm ohne Bigotterie, und gut ohne Schwäche; sie glich ihrem Vater, einem der vortrefflichsten Prinzen aus dem Hause der Bourbons.

Nur hatte sie die sonderbarste Art, ihren Kopfputz zu wählen. Sie trug für gewöhnlich eine Haube mit acht bis zehn Strichen Spitzen oder Blonde, welche in einer Art von Nest von kleinen Ringelschleifen, symmetrisch über einander angebracht, saßen. Unter dem Kinn befand sich eine andere Reihe von Spitzen oder Blonde, wieder acht bis zehn Stufen über einander, die herunterfielen und eine Art von Fraise bildeten. Zwischen dieser Masse von Besatz sah ein kleines aufgedunsenes Gesicht hervor, welches selbst in der fernsten Zeit nicht hübsch gewesen sein konnte. Doch sie besaß Güte, jene Güte, welche gefällt, und das ist ein großer Reiz. Die beiden Schwägerinnen schienen übrigens dazu bestimmt, sich sonderbar zu kleiden. Ich konnte meine Ernsthaftigkeit nie fünf Minuten bewahren, wenn ich bei der Herzogin von Bourbon war, deren Haube viel Aehnlichkeit mit der der Herzogin von Orleans hatte, die nur noch einen großen weißen Schleier darüber trug. Sie starb plötzlich, wie man weiß, in St. Geneviève während des Gebetes; denn sie hatte eben einen Paroxismus der Frömmigkeit. Sie litt an einer Herzkrankheit, und blieb beinahe auf der Stelle todt. Man brachte sie nach der Rechtsschule, welche der Kirche gerade gegenüber liegt, und hier stieß sie wenige Augenblicke darauf den letzten Hauch des Lebens aus.

Was ich hier von der Herzogin von Orleans Mutter und der Herzogin von Bourbon sage, erinnert mich daran, daß man in einem Artikel gegen mich besonders meine Strenge gegen die Personen der königlichen Familie getadelt hat. Wie wäre es denn, wenn ich, von ihnen sprechend, die einfache Wahrheit Lügen strafte, wie es in Memoiren geschehen ist, die ziemlich viel Beifall gefunden haben und in ihren zwölf Bänden mehr Thatsachen erzählen, als ich mein ganzes Leben

hindurch gesehen habe! Allein es giebt einige so falsche Beschuldigungen, daß es meine Pflicht ist, sie zu widerlegen, weil sie ein Andenken, das mir theuer ist, und mehrere lebende Freunde angreifen.

Es ist sichtlich, daß die Person, welche jene Memoiren schrieb, durchaus keine Kenntniß von den Zeiten hatte, von denen sie sprach.

Besonders aber muß man sie über das Kaiserthum reden hören! Da ist es eine fortgesetzte Reihenfolge von Irrthümern, und um so unverzeihlicher, weil der kaiserliche Hofkalender der Jahre 1812 oder 1814 den Verfasser leiten konnte.

Es ist die Rede von einer Menge von Thatsachen, deren eine alberner ist, als die andere. Ich wählte einige, z. B. eine Geschichte unter dem Kaiserthum, welche Ludwig XVIII. selbst dem Verfasser der Memoiren dictirt haben soll. Es ist darin von Herrn Decazes die Rede, in der Zeit, als er Secretär bei Madame Mutter war.*) Der Verfasser läßt ihn durch eine Prinzeß der kaiserlichen Familie, die Königin von Neapel, ausgezeichnet werden, welche nach demselben Verfasser zugleich den Grafen M., den Gesandten eines kleinen deutschen Hofes, zum Liebhaber hatte; ehe er wußte, daß die Königin von Neapel mit der Politik ihres Bruders vertraut sei, machte er der Königin H. den Hof, vernachlässigte sie aber später über der Königin Caroline; Herr Decazes, ein junger hübscher Mensch, wurde also von der Königin bemerkt und in ihren nähern Umgang gezogen. Eines Tags folgte er der Königin und hörte, wie sie jenem Grafen von M. ein Rendezvous auf der Wiese von St.

*) Memoiren einer Frau von Stande.

Gervais gab. Herr Decazes wurde wüthend, wie man sich denken kann, und da er nicht wußte, wie er sich für einen so schwarzen Zug rächen sollte, ging er zu der Königin H., und erzählte ihr Alles. Ein sehr edles, schönes Mittel! Die Königin H. ging hierauf zum Kaiser, und enthüllte ihm die ganze Intrigue der Königin Caroline; der Kaiser hielt seiner Schwester eine derbe Strafpredigt und sagte, daß er in kurzer Zeit der Herr von Deutschland und besonders von dem Herrscher des Grafen M. sein würde. Dieser theilte dies seinem Hofe mit, welcher sich hierauf mit Oesterreich verband.

Jetzt muß man die Lüge von Anfang an verfolgen. Der Verfasser behauptet, der Hof des Kaisers wäre hauptsächlich durch dessen Familie gebildet worden.

Die Höflinge des Kaisers waren nicht die gekrönten Häupter seiner Familie. Alle seine Brüder und Schwestern hatten ihren eignen Hofstaat in besondern Wohnungen. Als der König und die Königin von Neapel einmal ernannt waren, verließen sie ihre Residenz nicht mehr. Die Königin Caroline und Mürat kamen zwar ein oder zwei Mal zum Besuche, doch nur auf kurze Zeit, und während dieser Reise wurden sie ganz wie alliirte Monarchen behandelt. Sie hatten einen Ehrendienst, wie der des Kaisers und der Kaiserin. Bei dem letzten Besuche wohnte die Königin Caroline in dem Pavillon der Flora, das erste Mal in ihrem Palast Elysée Napoleon. Die Großherzogin von Toscana kam nur zur Vermählung des Kaisers. Es ist noch die Rede von einer Königin von Würtemberg, aber die ist mir gänzlich unbekannt. Es wird auch gesagt, daß der König und die Königin von Spanien ebenfalls zugegen waren, allein die Königin Julie hat Paris nie verlassen und der König Joseph ist nur

zur Taufe des Königs von Rom, dessen Pathe er war, dahin gekommen. Die Großherzogin von Baden, die Prinzeß Stephanie, blieb nach ihrer Vermählung beständig in ihrem Großherzogthume und machte nur sehr flüchtige Besuche in Frankreich. Der Vicekönig und die Vicekönigin kamen zu den Vermählungsfeierlichkeiten, und reisten dann sogleich wieder ab. Alle diese Thatsachen sind so notorisch und den Zeitgenossen so bekannt, daß es unmöglich ist, sie auch nur in Zweifel zu ziehen; doch da gesagt wurde, daß Napoleon den Herrscher spiele, mußten wohl Könige, über die man lachen konnte, seine Höflinge sein, und diese fanden sich ganz natürlich in seiner Familie. Die, welche darüber scherzten, hätten sich nur etwas näher um die Sache bekümmern sollen. Es geht ihnen, wie jenen Leuten, die sich eine Idee von dem Kaiserthume gemacht haben, welche keinen gesunden Sinn und Menschenverstand hat, und die noch jetzt glauben, das Kaiserthum sei abgeschmackt und lächerlich, von schlechtem Ton und ganz besonders von schlechtem Geschmack, und weil es damals, wie schon früher in allen Regimentern Spaßmacher, wie Possenreißer des Quai de la Ferraille gab, sagte man: die sind aus der Zeit des Kaiserthums. Das ist abgeschmackt und sehr komisch; überdieß habe ich diese Ansicht nur bei den Papageien gefunden, die kleinköpfig und kurzsichtig nur das nachsprechen, was Andre sagen, und zwar Andre, die selbst nichts gesehen haben. Man kann versichert sein, daß diese Menschen, wenn man sie näher fragt, nur solche Menschen kennen, die selbst das Kaiserthum nie gesehen haben; oft meinen sie es vielleicht auch nicht redlich, obgleich sie die Wahrheit kennen, denn wenn die kaiserliche Garde auch alte Haudegen in ihren Reihen hatte, so ist dies noch kein Grund, zu behaupten, daß die Gesellschaft von

Paris, damals eine der elegantesten in ganz Europa, aus Frauen bestanden habe, wie Madame Lefebvre, und aus Männern, wie Augereau. Die Herzogin von Luynes trug unter ihrem Hofkleide lederne Hosen, und saß nach Männerart zu Pferde und wenn sie, an deren sonderbares Benehmen wir uns Alle noch erinnern, Mademoiselle Durand geheißen hätte, nicht aber Fräulein von Montmorency-Laval, so würde man auf ihre Rechnung viel gesagt haben, und nicht weniger auf die der Marquise von Coigny, die im Augenblick ihres Todes der Ersparniß wegen ein Licht in zwei Theile schnitt, obgleich sie 150000 Franks Einkünfte hatte. — Ich könnte noch eine Menge Beispiele solcher notorischen Thatsachen erwähnen, die eben so merkwürdig sind, als die Ausnahmen in einer andern Zeit. Das Kaiserthum hat vielleicht mehr dergleichen gehabt, aber es blieben doch immer nur Ausnahmen, und es ist gewiß, daß die Zeit des kaiserlichen Hofes die ist, wo Frankreich der schönen Zeit Ludwigs XIV. am meisten glich. Ich rufe zum Zeugniß dessen, was ich behaupte, die ausgezeichnetsten Männer Deutschlands auf.

Ich widerlege alle diese Unwahrheiten, weil in mehreren Memoiren, die häufig gelesen werden und im Auslande sogar in Ruf stehen, so grobe Lügen enthalten sind, daß man sie aufdecken muß. So ist z. B. die Geschichte eines Herrn Decazes falsch, nicht etwa theilweise, sondern ganz. Er und die Königin von Neapel haben sich nie gekannt; Herr Decazes stand bei Hofe nicht in Gunst und besuchte ihn nicht einmal, als die Königin Caroline noch in Paris war. Ich glaube nicht, daß er ein einziges Mal mit ihr gesprochen hat! — Es gab nie einen Gesandten, der Graf war, und dessen Name mit einem M. anfing. Der einzige Gesandte, bei dem dies der Fall gewesen wäre, war der Graf von Metter-

nich, aber nichts in seinem Benehmen gleicht der Rolle, die man ihn spielen läßt. Das ist gerade so wie sein Haarputz à la Mirabeau! — Uebrigens wird er auch noch als ein Gesandter bezeichnet, der sich später mit Oesterreich verband, sonst hätte ich dem Grafen Mire gerathen, zu reclamiren.*)

Herr Decazes kannte die Königin von Neapel wirklich nicht. Wollte man von seiner Verbindung mit einer Schwester des Kaisers sprechen, so mußte man die wahre nennen, die Prinzessin von Borghese, der er das schöne Köpfchen verdreht hatte. Die Sache war so bekannt, daß Frau von Cavour, eine Piemonteserin, welche damals ihren Dienst als Ehrendame bei der Prinzeß versah, in den Zorn einer echten Ehrendame gerieth, als sie sah, wie Herr Decazes der Prinzeß in dem kleinen Theater folgte und die Etiquette zu jeder Stunde des Tages verletzte.**) Doch die Sache war, wie erwähnt, so bekannt, daß es mir unbegreiflich ist, wie nicht auch der Verfasser jener Memoiren davon unterrichtet war.

---

*) Es gab damals einen jungen Mann, der in der österreichischen Gesandtschaft in den Jahren 1808, 1809 und 1810 attachirt war; er hieß Graf von Mire und wurde später, wenn ich nicht irre, an den Hof von Neapel gesendet.

**) Herr Decazes gefiel der Prinzeß Borghese sehr. Eines Tages war sie über die Aufpasserei der Frau von Cavour sehr aufgebracht und ließ mich um meine Loge vom Vaudeville ersuchen.†) Es war die erste des Proscceniums; sie hat einen kleinen sehr niedlichen Salon und einen besondern Ausgang nach der Rue de Chartres. In dem Augenblick, als die Prinzeß in den Wagen stieg, um sich ins Theater zu begeben, wollte Frau vou Cavour an ihrer Seite Platz nehmen, allein die Prinzeß gab Herrn Decazes mit der Hand ein Zeichen und sagte: „Wollen Sie einsteigen?“

†) Als Frau des Gouverneurs von Paris hatte ich eine Loge in jedem Theater von Paris, in den vier großen, so wie in allen andern. Ich hatte täglich 17 Logen zu vergeben! Wie viel Glückliche machte ich! Wie liebte man mich aber auch!

Wer ist denn jene Frau von C., Palastdame der Königin von Neapel, von der Estève zu Grunde gerichtet wurde? Das ist wirklich fabelhaft! Ich spreche von diesen Dingen nur, um darauf aufmerksam zu machen, welches Vertrauen solche Memoiren einflößen können. Es ist jämmerlich! Und

---

Er ließ sich die Einladung nicht wiederholen, wie man wohl denken kann, und Frau von Cavour blieb ganz verdutzt auf der Treppe stehn und nicht sehr geneigt, die Heiterkeit der Begleitungsdame und des Kammerherrn zu theilen, in deren Wagen zu steigen sie nun genöthigt war.

Im Theater angelangt, zeigte Frau von Cavour keine üble Laune, und, die Wahrheit zu sagen, würden die Prinzeß und Herr Decazes dieß auch nicht sehr bemerkt haben. Doch ihre Eigenliebe als Ehrendame war verletzt und sie mußte Genugthuung haben. Daran dachte sie denn auch weit mehr, als an den Gesang Joly's, und als das Theater beendigt war und die Prinzeß fortfahren wollte, nahm sie einen Anlauf und sprang in den Wagen unmittelbar nach der Prinzeß, und als diese eben wieder zu Herrn Decazes sagen wollte: „Wollen Sie einsteigen?"

Man glaubt vielleicht, Herr Decazes wäre dadurch angeführt worden; keineswegs! Er antwortete übrigens mehr wie ein Page, als wie eine ernste Magistratsperson, die er war. Er sprang in sein Cabriolet, welches ihm gefolgt war, doch er machte den Sprung mit weit mehr Anmuth, als Frau von Cavour, denn er war gewandt und wohlgewachsen, Frau von Cavour aber, wie alle oder fast alle Ehrendamen, etwas verwachsen oder dem ähnlich. Die Herzogin von Montebello ist darin eine Ausnahme, wie in Allem, denn sie ist eben so schön, als gut. — Hierauf peitschte Herr Decazes sein Pferd mit der ganzen Kraft seines Armes und langte wirklich noch zeitig genug an, um dem dienstthuenden Stallmeister das Recht zu entziehen, die Prinzeß aus dem Wagen zu heben.

Die Prinzeß unterstützte diese kleine Rache, wie eine junge Agnes, die ihre Duegne hintergeht. Sie begrüßte Herrn Decazes mit dem bezauberndsten Lächeln:

„Es freut mich sehr, daß Sie gekommen sind," sagte sie; „ich habe Papiere, die dem nächsten Conseil vorgelegt werden sollen, und die Sie prüfen müssen. Folgen Sie mir in mein Cabinet."

Frau von Cavour stand im Begriff, zu äußern, daß die Ehrendame den Vorsitz im Conseil führe, daß daher die Papiere auch sie angingen. — Allein die Etiquette war gesichert. Die Prinzeß kehrte in ihr Inneres zurück, und somit war Alles gut. Frau von Cavour grüßte tief und ehrerbietig, und erkannte, daß die Sorge für die Etiquette außerhalb des Palastes der Prinzeß sie wohl angehen konnte, daß aber darüber hinaus die Sache, wo nicht unmöglich, doch wenigstens sehr schwierig würde.

die Königinn von Neapel, die nicht nur in ihren Worten, sondern auch in ihrem ganzen Benehmen höchst elegant war, sollte Morgens nach Saint-Gervais gehen? — Und jene Frau von C! Ich kenne von dem Hofstaate der Königin von Neapel nur eine Dame, deren Name mit einem C. anfängt, und diese ist zu achtungswerth, als daß sie auch nur der leiseste Verdacht treffen könnte.

Dann folgt Madame Mutter, der die edle Würde, mit der sie ihr Unglück ertrug, die Verehrung Europa's nicht nur, sondern der ganzen civilisirten Welt gewonnen hat! Diese Frau, die sich in ihrem Unglücke eben so schön, als rührend zeigte, wird auch hier wieder das Opfer der groben Lügen und Unwissenheit. Man sagt, sie hätte einen erbärmlichen Hofstaat gehabt, und zum Beweise führt man an, daß er nur aus dem Herrn von Brissac und dem Herrn Decazes bestanden hätte!!! — So zu sprechen, während man doch im ersten, besten Staatskalender jeden Hofstaat der einzelnen Mitglieder der kaiserlichen Familie angegeben findet!

Ich führe hier nochmals die Liste der Personen auf, die zum Ehrendienste von Madame gehörten.

Die Baronin von Fontanges, dame d'honneur, Begleitungsdame;
Die Marschalin Herzogin von Dalmatien;
Die Herzogin von Abrantes;
Die Gräfin Alexander Delaborde;
Die Baronin von Bressieu;
Die Baronin von Saint-Sauveur;
Die Gräfin von Rochefort (Nichte des Cardinals von Bayonne);
Die Gräfin von Fleurieu;
Die Gräfin Dupuis;

Frau von Chantereine, Vorleserin;*)
Herr von Brissac, Kammerherr;
Cäsar Delaville, Kammerherr;
Der General Graf von Beaumont, Senator, Oberstallmeister;
Der General d'Estrées, zweiter Stallmeister;
Der Vicomte d'Arlincourt, dritter Stallmeister.
Der Bischof von Verceil, erster Almosenier;
Die Herren ******, Almoseniere.

Das ist der Haushalt, von welchem man einen kleinlichen Hofstaat machen will. Ich glaube, ich erwähnte bereits einen Zug von Madame Mutter, will ihn aber nochmals hier wiederholen. Ich war als Gesandtin in Portugal, als ich zur Ehrendame bei Madame ernannt wurde, und erhielt mein Patent in Lissabon. Ich blieb dort nahe an zwei Jahre, ohne irgend einen Dienst zu thun. Als ich nach Paris kam, ging ich sogleich, Madame meinen Hof zu machen, und sie forderte mich auf, meinen Dienst zu verrichten: mehr um Sie zu sehen, sagte sie. Am nächsten Tage kam Herr Rollier, ein rechtschaffener, würdiger Mann und Intendant bei Madame, zu mir. Er legte ein Packet Banknoten vor mich hin; ich wußte nicht, was dies zu bedeuten hätte, und er erwiderte darauf, Madame Mutter sei der Meinung, daß man in der Nähe wie in der Ferne seinen Gehalt erhalten müsse, wenn man ihrem Hofstaate angehöre. Ich wollte das Geld ablehnen, aber er litt es nicht; die Summe betrug, wenn ich nicht irre, zehntausend Francs.**) Eine geizige Frau handelt so nicht.

---

*) Dies ist dieselbe Frau von Chantereine, welche im Tempel bei Madame royale war.

**) Unser Jahrgehalt als Begleitungsdame betrug sechs tausend Francs.

Wie kann man sich so sehr irren, zu sagen, die Kaiserin Mutter!*) Das ist wirklich zu lächerlich dumm!

So schreibt man heut zu Tage über den kaiserlichen Hof!

Vielleicht sagt man aber: Was schadet es denn, wenn man von jener Zeit schlecht spricht.

O, man schätze sie nicht gering! Weil ihr zu sehr mit dem Löwen spieltet, habt ihr ihn fürchterlich gemacht; ihr habt ihn erweckt, ihn geneckt, ihn zum Aeußersten gebracht, und er liebt das Scherzhafte nicht! Der Löwe der kaiserlichen Armee besaß Charakter, und seine Krallen hatten Zeit, zu wachsen! Man erträgt die Schmähung, so lange das Maaß noch leicht ist, aber es erscheint ein Tag, an welchem die Geduld reißt und an deren Stelle ein rachedürstendes Herz tritt.

Es giebt große Ereignisse, die sehr bald in diesem Bande besprochen werden sollen; jetzt will ich nur von mehreren Todesfällen sprechen, die mir sehr schmerzlich waren, denn meine Freunde wurden dieses und das nächste Jahr hinweggerafft. Der Cardinal Gonsalvi starb 1825 zu Rom, und ich betrauerte ihn schmerzlich. Er war ein seltener Mann in dem heutigen Clerus, und besonders in dem römischen, der die Macht hat und Alles wagen darf; denn er konnte dies nach der Rückkehr des Papstes in dessen Staate; der Enthusiasmus für seine Tugenden und sein Unglück sprach ihn noch

---

*) Als der Kaiser die kaiserliche Familie bildete, nahm er Madame Mutter nicht einmal unter die Zahl der Prinzessinnen auf. Da sie viel Liebe für Lucian zeigte, verlieh der Kaiser ihr den Rang von Madame Mutter erst mehrere Monate nach der Krönung. Es ist daher ein Anachronismus in dem Gemälde Davids, daß Madame Mutter auf einer Tribune der Salbung beiwohnt.

vor der Canonisation heilig. Wie sehr ehrte man seine weißen Haare, die vor der Zeit des Märtyrerthumes von einer Dornenkrone umwunden worden waren. Der Cardinal Gonsalvi konnte daher den Papst Alles wagen lassen, und er wollte dies auch, und zwar zum Wohle der Kirche; Die, welche ihn daran hinderten, haben es vor Gott zu verantworten!

Der Cardinal Gonsalvi träumte manches Utopien, und eines davon war die Vereinigung der beiden Kirchen. In diesem Plan lag ein Reiz, der seine letzten Tage verschönern mußte. Ich besitze viele Briefe von dem Cardinal Gonsalvi, und besonders die beiden letzten sind sehr merkwürdig; sie wurden mir durch einen Vertrauten in zwei von einander ziemlich entfernten Abschnitten überbracht.

„Glauben Sie," sagte er zu mir, „daß ich für Ihren „Schützling in Rom Alles thun werde, was in meiner „Macht steht; doch diese ist sehr erblichen. Ich glaube jedoch „nicht, daß man mir über die Zeit meines Staatssecretariats „einen Vorwurf machen kann. Ich kann nur über die Verblendung des Jahrhunderts seufzen. Sonst war die „Blindheit auf Seiten der Priester; jetzt ist das Volk damit geschlagen. — Sein Vortheil liegt auf der Seite des „Bösen, und er ergreift das Böse. Ihr Freund*) will „mich nicht richtig kennen lernen, was Sie auch sagen „mögen."

Ich habe nie von einem ziemlich sonderbaren Menschen gesprochen, der sich lange in den römischen Staaten aufge-

*) Er meinte den Fürsten von Metternich, den ich mein ganzes Leben lang gegen ihn vertheidigte, und von dem er sich nicht geliebt glaubte, weil Oesterreich ihn in der That nicht liebte.

halten hat, und den der Cardinal als verrückt betrachten wollte. Sonderbar aber ist es, daß dieser Mensch nur nach schlechter Behandlung verrückt geworden wäre. Dieser Mensch, wahrscheinlich nur ein Intrigant, war nichts Andres als ein Ludwig XVII. Es regnete deren um jene Zeit. Der, von dem ich spreche, und welcher Titel und Namen Ludwigs XVII. annahm, saß lange Zeit in der Citadelle von Mailand gefangen. Es ist eine Thatsache, daß er ganz Italien durchreiste, und daß es der liebenswürdige und sanfte Beherrscher Modena's war, der ihn zuerst arretiren ließ. Ich glaube, er muß einen gewaltigen Kampf gekämpft haben, ehe er sich dazu entschloß, denn ist nicht Ludwig XVII. legitimer, als Ludwig XVIII.? Dieser Herzog der Normandie, dessen ich mich bei meiner Reise nach Italien erinnerte, wurde durch Oesterreich auf Requisition Frankreichs lange Zeit in Mailand gefangen gehalten. Wenn ich nicht irre, so behauptete er, aus dem Tempel entführt worden zu sein, wie man es bei allen Ludwigs XVII. für möglich hält; dann wollte er nach den Ufern des Rheins gebracht worden sein. Er weigerte sich, den General zu nennen, der ihn aufnahm und auf einem amerikanischen Schiffe nach Philadelphia schickte. Das ist sehr redlich von ihm gedacht, denn wenn dieser Mensch kein Betrüger war, so ist es wichtig für ihn, Niemand bloszustellen. Er ging also nach Amerika; dort hatte der junge entthronte König alle Leiden eines Königs ohne Krone zu ertragen; er mußte hungern, dursten, ging dann nach Brasilien und diente dem Kaiser Johann VI. Doch verleumdet und verfolgt wie der Held Voltaire's in Paraguay kehrte er gegen 1814 nach Europa zurück. Es scheint seiner Angabe nach, daß der Kaiser von seiner Existenz wußte, und daß die Großherzogin von Toscana und dann Murat mit der Sorge beauftragt

wurden, ihn gefangen zu halten, was der Kaiser sehr gut selbst hätte befehlen können. Endlich entsprang er, immer nach seiner eignen Erzählung, aus dem Gefängnisse von Neapel, oder er wurde daraus befreit, und konnte nun seinen Thron von Frankreich reclamiren, was wohl der Mühe lohnt. Er ging deshalb 1814 nach Bologna, wurde aber von einer Krankheit ergriffen, die ihn selbst des Verstandes beraubte. Er konnte weder sprechen, noch schreiben. Das heißt Unglück, das muß man gestehen; denn während dieser Zeit krönte man seinen Onkel. Als der beraubte König zum Leben zurückkehrte, mochte er immerhin von dem Schuhflicker Simon und dem Temple sprechen; man lachte ihm mit Grund in das Gesicht, und als er nach Paris kam, um ganz Frankreich zurückzufordern, zuckte Ludwig XVIII. mit den Achseln, und die Herzogin von Angoulème, für welche jede Rückerinnerung heilig ist, weigerte sich, ihn zu sehen, was ich sehr natürlich finde und billige. Der Prinz von Condé war der Einzige, der sich einfallen ließ, ihn „mein Vetter" zu nennen. Eines Abends wurde er in den Straßen von Paris durch einen Mörderhaufen angefallen. Es wären so Viele nicht nöthig gewesen; ein Einziger, der sich in sein Zimmer geschlichen, hätte genügt; statt dessen griffen sie ihn auf offener Straße an, von wo er sich nach der Normandie flüchtete; von hier aus erreichte er Italien, ich weiß nicht wie, aber alle Wege führen nach Rom. Er sah das schöne Land der Musen und der Künste wieder, und hielt sich in Modena auf, wo die Luft ungesund ist für Leute, welche Grund haben, das Gefängniß zu fürchten. Es dauerte daher auch nicht lange, so wurde der arme König ohne Thron und Königreich arretirt, und das gerade in dem Augenblick, als der Kaiser Alexander ihm eigenhändig einen sehr artigen Brief schrieb, in

welchem er in ziemlich sonderbaren Ausdrücken die Versicherung gab, daß er ihn sehr beklage. Seine Majestät Ludwig XVII. wurde also auf Befehl des Herzogs von Modena verhaftet, an die Grenze geschafft, und Oesterreich ausgeliefert, welches ihn in die Citadelle von Mailand einsperren ließ.

Es ist eine Verschrobenheit unserer Zeit, daß so viele Ludwige XVII. wie Phantome erscheinen, um eine Krone und einen Scepter zu fordern, welche ebenfalls nur Nebel sind! Was kann man aus diesem Streben nach einem Throne entnehmen, der von doppelten Gefahren umgeben ist? Daß die Intrigue noch muthiger ist, als das Recht, und daß die Eroberung eines Thrones den Menschen nie zu theuer scheint, selbst nicht für die Schande.

In diese Zeit fiel der Selbstmord des Lord Castlereagh. Diese Nachricht erschütterte mich. Ich hatte ihn oft bei Lord Cathcart gesehen, als dieser 1814 und 1815 bei mir wohnte, und ich fand ihn artiger, als die Franzosen ihm zugestehen wollten. Er hatte den Fehler, Herrn von Metternich copiren oder vielmehr nachäffen zu wollen, und benahm sich dabei ungeschickt. Genug, Lord Londonderry war für England wichtig, ungeachtet des Anstriches von Verrücktheit, der ihm in der Politik zuweilen ein sonderbares Ansehen gab. Er war übrigens der letzte von den Zöglingen Pitt's. Die Ursache seines Selbstmordes ist auf vielerlei Weise erzählt worden. Die Einen behaupten, nur der Wahnsinn sei der Grund davon gewesen; Andere glauben, er hätte die Dämme, die er der Revolution in England entgegenthürmte, für fest genug gehalten, und deshalb den Entschluß gefaßt, zu sterben, als er sah, daß eine fürchterliche Katastrophe nicht zu hindern sei. So wenigstens schilderten Alle, die der heiligen Allianz ange-

hörten, seinen Tod. Lord Castlereagh war der geborene Vertheidiger der Legitimität, und wurde daher auch in den Tuilerien aufrichtig beweint. Ludwig XVIII. sah, daß Unglück seinen Einfluß auf das Haus Bourbon wieder erfaßte, und die Aussicht, daß Herr Canning an das Ruder kommen würde, war für ihn nicht sehr beruhigend. Lord Wellington konnte ihm zwar das Gleichgewicht halten, aber die Hoffnung war nur schwach. Ludwig XVIII. wußte die Kraft Lord Wellingtons zu würdigen.

Einige Tage vor seinem Tode las Lord Castlereagh den Brief Jean Jacques über den Selbstmord mehrmals durch; *) er schien zu zögern, endlich aber tödtete er sich. Dies geschah

---

*) Hier eine Version, die mir erzählt worden ist. Ich gebe sie so wieder, wie ich sie hörte, ohne sie verbürgen zu wollen.

Man weiß, daß Lord Castlereagh ziemlich freie Sitten hatte, und daß ein abenteuerliches Leben davon die Folge war. Man behauptet, daß er eines Tags sich so weit vergaß, wichtige Geheimnisse über sein Hauswesen und sein Privatleben an Menschen zu verrathen, die davon einen fürchterlichen Gebrauch gegen ihn machten, d. h. fast jede Woche erinnerte die geheimnißvolle Erscheinung eines dieser Menschen Lord Castlereagh daran, daß sein Geheimniß Andern angehöre, forderte den Preis des Schweigens und drohte ihm mit dem Sprechen. Diese Erscheinungen wurden für ihn eine gräßliche Phantasmagorie, die seinen Verstand angriff. Er wurde, sagt man, finster und trübsinnig, und zeigte unverkennbare Spuren der Geistesabwesenheit. Er suchte die Einsamkeit auf, und dieses Verlangen, welches den Schein des Wahnsinnes hat, konnte vielleicht keinen andern Zweck haben, als sich jenen Menschen zu entziehen, die für ihn ebenso fürchterlich waren, wie die Vehmrichter. Einige Tage vor seinem Tode war er auf dem Lande in einem ziemlich einsamen, aber geschlossenen Parke, er zählte auf einige Stunden der Ruhe, als einer seiner Verfolger erschien, und ihm sagte, daß er Geld brauche, und, wenn er es nicht erhielte, sprechen würde. Voll Schrecken gab Lord Castlereagh nochmals, aber er sah seine ganze Zukunft schwarz umwölkt, sein Leben entehrt, seine politische Stellung in Europa gefährdet. Diese Menschen sprachen dennoch endlich, und was sollte dann aus ihm werden! — Wahrscheinlich brachte der Schluß dieser letzten Betrachtungen ihn zu dem Vorsatze, zu sterben. Ich begreife dies, und deshalb scheint mir auch diese Auslegung der Sache am natürlichsten.

auf eine fürchterliche Weise für die Zeugen! Er nahm ein Federmesser (Andre sagen, ein Rasirmesser), und schnitt sich die Halspulsader durch. Die Verblutung erfolgte schnell, und der Tod war also ziemlich sanft. Sein Nachfolger sollte ihn bald vergessen machen.

Eine wichtige Thatsache ist die Veränderung, die 1822 zur Eröffnung der Kammern Statt fand. Der Kaiser war todt; von dieser Seite war nichts mehr zu fürchten, und man durfte endlich den wahren Geist der Regierung blicken lassen. Was wollten denn die Kammern, daß sie ihren König so sprechen ließen, um ihm den Willen der Armee zu unterwerfen? Die Kammern? Sie sollten die Befehle des Königs von Frankreich in dessen eignem Palast in Empfang nehmen? War denn der König nicht mehr das Oberhaupt der Regierung?

So urtheilten die Menschen, welche Ludwig XVIII. umgaben; das waren die Rathschläge, welche der jacobinistische König empfing! Es scheint, daß sein Liberalismus sehr guter Art war, denn er befahl, daß die Kammern von 1822 in der That im Louvre eröffnet werden sollten, in jenem alten Palaste der Könige von Frankreich, dort, von wo aus Katharine von Medicis und Alles, was despotisch war, Frankreich beherrschte. Man sah schon die Wirkungen jenes Schwindels, welcher Frankreich 1789 in das Verderben stürzte, neue Kraft gewinnen, und diese gegen die unglückliche Familie üben, die zum zweiten Male dadurch der Verbannung und dem Unglück Preis gegeben werden sollte.

Schon im vorhergehenden Jahre hatte man auf diese Anordnung vorbereitet, indem man sich in dem Wachsaal der Maria von Medicis versammelte. Im Jahre 1822 war das eine abgemachte Sache; das Cermoniel wurde geordnet, und die Pairs und Deputirten in diesem neuen Sitzungssaale ver-

sammelt. Die erste Sitzung war wahrhaft imposant; wie gewaltig aber auch die Wirkung sein mochte, welche das Schauspiel hervorbrachte, so wunderte man sich doch über das Uebermaaß der Unvernunft, welche den Hof so handeln ließ, wie er handelte.

Eine Deputation von zwölf Pairs von Frankreich und eine von fünf und zwanzig Deputirten begaben sich in den sogenannten Siebenkaminsaal, wo der König sie beide sitzend und mit bedecktem Haupte empfing. Nach dieser Formalität stand er auf, und begab sich in den Sitzungssaal, wo eine Scene Statt fand, die, wenn sie auch für den Augenblick keine Unruhe bewirkte, doch einen bösen Eindruck machte.

In dem Augenblicke, wo der König in den Saal trat und sich auf seinen Thron setzte, sagte er zu den Pairs:

„Meine Herren Pairs, setzen Sie sich."

Er selbst setzte sich, und der Kanzler sagte zu den Deputirten:

„Meine Herren Deputirten der Departements, der König erlaubt Ihnen, sich zu setzen."

Wie! Standen wir noch bei dem Ceremoniel von 1789, wo der Adel durch eine Thür eintrat, deren beide Flügel geöffnet waren, während man für den dritten Stand nur einen öffnete? Man konnte sich übrigens an den edeln Zorn des Herrn von Mirabeau und dessen bewundernswerthe Reden gegen diese demüthigende Empfangsweise der Organe der Nation erinnern. Und doch waren viele Jahre seit 1789 verflossen! Wie viele verlorene Lehren! Wie viel Hoffnung ohne Frucht!

Ist denn die Hoffnung für die Nationen wie für die einzelnen Menschen nur ein unfruchtbarer Baum?

Ich kann übrigens versichern, daß dieses Benehmen der Hofpartei den schlechtesten Eindruck machte. Wir kümmerten uns nicht mehr darum, zu fragen, ob es passend sei oder nicht. Man mußte mit der Zeit vorwärts schreiten. Sie hatte Forderungen herbeigeführt, die nicht unberücksichtigt bleiben konnten und denen man sich fügen mußte. Es war das Verderben der Restauration, daß sie diese Nothwendigkeit verkannte.

Man hat Ludwig XVIII. eine ziemlich komische Aeußerung über eine Carricatur untergeschoben, die in Paris circulirte. Sie zeigte die Deputirten von Toulouse, welche durch ihren Landsmann Herrn vrn Villèle vorgestellt wurden. Der eine hatte einen Truthahn=, der andere einen Kapaun=, der dritte einen Enten=, der vierte einen Gänsekopf, und alle vier sehr ähnlich. Aus Herrn von Villèle's Munde gingen die Worte: Sie sind gut, obgleich keine Adler.

Der König lachte viel, und sagte dann: „Ja, ja, Gänse, — das ist wahr, das ist wahr — wir haben deren viel, zu viel sogar, aber sie bleiben doch immer etwas Gutes. Die Gänse haben in Rom das Capitol und das Reich gerettet!"

Es war die Zeit der Congreßsucht. Es gab deren in allen Dörfern; in diesem Jahre aber wurde einer in einer großen, schönen Stadt gehalten, in Verona, und zwar aus ernstem Beweggrunde. Ferdinand hatte durch verschiedene Sottisen eben jenes Volk erbittert, welches sechs Jahr lang sich für ihn unter Aufopferung seines Vermögens und Blutes schlug. Doch er war nicht dazu geschaffen, dergleichen einzusehen; er sah sich daher auch nicht vor, und so erschien 1823.

Die Ansichten über den Krieg waren sehr getheilt. Herr von Montmorency, der damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, wollte, daß Frankreich Spanien unterstützen

und den Krieg erklären sollte. Herr von Villèle aber wollte ihn nicht, und sein Wille stützte sich auf den triftigen Grund, daß man sich in keine fremden Familienangelegenheiten mischen muß; da nun aber ein Volk und sein König nur eine Familie bilden, mußte man Spanien und Ferdinand sich verständigen lassen, wie es gehen wollte. Herr von Montmorency, der fromm und rechtschaffen und der Sache treu war, zu der er zurückkehrte, wollte den Krieg, um die castilianische Legitimität zu befreien, die in Sevilla im Gefängniß saß*). Alle waren consequent, Alle hatten Recht, und dennoch Unrecht; in der ganzen Sache lag ein großer Text zu Commentaren. Griechenland, das 1820 und 1821 schon ungeachtet seines Nothgeschreies aufgegeben war, sah die französischen Heere zum Beistand eines Königs eilen, der sich so sehr erniedrigt hatte, Napoleon fast auf den Knien um eine Frau zu bitten: welche es auch sei, wenn sie nur ihm angehörte. Das edle, tapfere Opfer der Tyrannei wurde dagegen Preis gegeben, und welche Martern hatte Griechenland zu erdulden! Herr von Montmorency war der reinste, heiligste Mensch, und doch wurde er nicht gerührt durch das Geschrei der Verzweiflung, welches das unglückliche Griechenland ausstieß, das dem Dolche und der Brandfackel überliefert war. In Verona aber war alle Welt für den Krieg gegen Spanien. Als aber Montmorency durch seine Briefe aus Paris ersah, daß man ihn im Conseil nicht wollte**), beschloß er, seinen Willen durchzusetzen, warf sich in den Wagen, reiste Tag und Nacht, und

---

*) Der König wurde zunächst nach Sevilla gebracht.

**) Man hat später behauptet, dies sei nur eine List des Herrn von Villèle gewesen, der im Grunde den Krieg gleich den Andern gewollt hätte. Man hätte ihm also diese List zugetraut? — Uebrigens borgt man nur den Reichen.

kam nach Paris, um Rechenschaft für die Schritte zu fordern, die ihm anfangs vorgeschrieben und dann mißbilligt worden waren. Seine Unterredung mit Herrn von Villèle war sehr stürmisch. Der Minister, Advocat und Finanzmann verzieh in seiner Gemeinheit seinem Collegen dessen elegantes Wesen nicht, um so mehr, da dessen ritterliche Ehre zu gleicher Zeit die sicherste Bürgschaft der heiligsten, reinsten Rechtschaffenheit war. Herr von Montmorency hatte eine gewaltige Partei für sich, Herr von Villèle aber nur die Menschen, denen er sich angeschlossen hatte, und deren Anhänglichkeit er später durch Geld und Aemter belohnte. Von dieser Rückkehr von Verona an ist Alles undurchdringliches Geheimniß in dem Benehmen gegen Herrn von Montmorency. Man wollte ihn nicht nur verderben, sondern zugleich einen Andern mit, so war es beschlossen.

Herr von Montmorency bemerkte bald, daß der König den Krieg nicht wollte, wenigstens dem Schein nach.

Hier ist der Ort, zwei Worte über den spanischen Krieg zu sagen, der so viel Einfluß auf die Regierungen und die Völker geübt hat.

Man hat behauptet, der Kaiser hätte die Revolution nach Spanien gebracht. Das glaube ich nicht; wohl aber, daß er den Keim der Revolution entwickelte, den drei Jahrhunderte einer schlechten Verwaltung auf der ganzen Halbinsel gelegt hatten. Die Cortes, welche auf der Insel Leon versammelt waren, fanden leicht Geschmack an der Gewalt. 89 erneuerte sich für sie, und wie die Zusammenberufung der Generalstaaten, so gab auch die Versammlung der Cortes an einem Orte, von welchem die Macht ausging, den Gedanken an eine Constitution nach einem Systeme der Einheit. Das war ohne

Zweifel das Beste für das Wohl Spaniens, doch der Augenblick dazu war noch nicht gekommen; es war dazu wenigstens noch ein halbes Jahrhundert erforderlich. Die Souveränität war in Spanien ein Werk, vor dem das unwissende Volk wie vor der gefährlichsten Sache, die man ihm in die Hände geben konnte, zurückbeben mußte.

Bei der Rückkehr Ferdinands VII. legte man ihm die Verpflichtung zur Anerkennung der Constitution auf. Er wich aus, verweigerte dann die Anerkennung, und setzte sogleich Alles in das Werk, was die Rache der Schwäche vermag. So gewann er vorübergehend seine Macht wieder, und mißbrauchte sie, wie Menschen seiner Art stets thun, mögen sie nun in ihrem Hause oder auf dem Throne leben. Man kennt das Benehmen Ferdinands VII. während der acht Jahre, die seine Rückkehr von seiner Strafe trennen. Man sprach in meiner Umgebung viel, aber ich konnte mehr als irgend Jemand anders die Gefahr erkennen, und ich kannte das Volk und den Herrscher! Da war zugleich Tyrannei und Unfähigkeit! Welche Früchte konnte ein solcher Baum tragen! Amerika war noch immer im Aufstande, und nichts geschah, es zu beruhigen. Endlich fiel Ferdinand VII. auf den Gedanken, eine Armee hinzusenden, und mit derselben Dummheit, die damals in Spanien Alles leitete, versammelte man eine Armee, ohne sich darum zu kümmern, ob sie treu sei oder nicht. Man brachte Menschen zusammen, gab ihnen Gewehre, einen Säbel und Kanonen, ohne zu wissen, ob sie nicht auf den König selbst zielen würden, der sich noch immer für Philipp II. hielt, obgleich er nicht einmal ein Philipp IV. war, und selbst keinen Herzog von Olivarez hatte, welcher ihm helfen konnte, sein Königreich Stück für Stück ins Verderben zu stürzen. Die unzufriedenen Völker wußten dies besser,

als ihr Herr und Gebieter, und am 1. Januar 1820 proclamirte der General jener in Cadix versammelten Truppen, Don Rafael Riego, in Verein mit Don Antonio Quiroga die Insurrection. Sie sendeten eine Adresse an den König, aber stets als wahre Castilianer, stets ruhig, selbst im Sturme, gingen sie bei alle Dem Schritt, und bemächtigten sich selbst des Arsenals erst am 14. Januar. Riego nahm Chiclana und dessen schöne Gärten*) in Besitz, und beraubte so die Einwohner von Cadix jedes Spazierganges; er drang bis Algesiras und Malaga vor. Er schlug den General Odonnel, nahm Cordova, eine Menge anderer Städte, und löste sich dann, um die königliche Macht zu täuschen, in Guerillas auf; so war es unmöglich, sie zu finden, während ihre Kraft sich durch alle Adern des großen Staatskörpers verbreitete und ihr Geist die Luft erfüllte.

Bald aber fand eine furchtbare Mahnung Statt; die Generale der königlichen Partei, welche den Mangel materieller Mittel und die moralische Nichtigkeit derselben einsahen, verließen den Hof, und wendeten sich zu Quiroga und Riego. Die drei Odonnel und besonders der Graf von Abisbal gingen zu den Empörern über, und begaben sich im März nach Ocaña. Die Revolution schritt schnell auf Madrid vorwärts. Da beschwur Ferdinand, der in der Gefahr immer feig war, die Constitution, und nahm sie durch eine königliche Handschrift an, wie Ludwig XVI. dies 1791 that. Es besteht zwischen diesen beiden Linien eine entsetzliche Aehnlichkeit.

Die Furcht des Königs ließ Alles hoffen, und man forderte daher A l l e s. Man setzte die politischen Gefangenen

*) Chiclana ist ein reizender Ort, wo alle Bewohner von Cadix entweder ein Gärtchen, oder ein Landhaus haben; es ist der einzige Ort, wo man Grünes erblickt.

in Freiheit, trotz der noch immer bedeutenden Gefahr auf Seiten des Thrones und dem Hasse der constitutionellen Partei, welche um so mehr vom Könige zu fürchten hatte, da sie ihn beleidigte. Und solche Leute setzte man in Freiheit!

Der Cardinal von Bourbon, Bruder der Friedensfürstin*), wurde zum Präsidenten der Junta ernannt, welche den Eid des Königs in Empfang nehmen sollte. Etwas von dieser Ceremonie findet bei der Thronbesteigung der Könige von Spanien Statt, und namentlich war dies der Fall bei Philipp V. in dem Dominicanerkloster Unsrer lieben Frau von Atocha. Doch welch ein Unterschied! Dort waren es Unterthanen, welche mehr den Eid leisteten, als ihn empfingen, und 1820 war es eine Insurrection, ein Municipalrath, dem der König von Spanien im Angesicht Gottes den Eid leistete, die Constitution zu erhalten (9. Juli). Die Inquisition wurde aufgehoben; man erlangte die Freiheit der Presse, und die Revolution wurde in Spanien im Angesichte von ganz Europa proclamirt; Ferdinand aber beschwur seine Schmach, wie die Gottes, indem er gelobte, was er nicht halten wollte.

Von diesem Tage an war Spanien nur noch ein weites Feld der Metzelei. In Cadix trug diese in den einzelnen Zügen den Character grausamer Rache. Im Laufe desselben Jahres versammelten sich die Cortes zum zweiten Male (11. März). Das war ein wahres Aergerniß, die Wiederholung der Generalstaaten von Frankreich, ausgenommen, daß Ludwig XVI. ein anderer Mann war, wie Ferdinand VII. Er besaß wenig-

---

*) Nicht die jetzige, denn das ist die Gräfin von Chinchon, die nicht legitime Frau des Friedensfürsten; seine rechtmäßige Gattin war Frau von Tudo.

stens redlichen Willen, und dieser galt als Ersatz in dem traurigen Kampfe, wo Talent und Unfähigkeit zur Prüfung berufen waren. Ferdinand VII. hörte den Sturz alles dessen proclamiren, was Jahrhunderte hindurch den Ruhm und die Größe Spaniens ausgemacht hatte; ohne dies zu betrauern, weinte er nur über den Fanatismus, den die Freiheit zerstörte.

Bemerkenswerth ist, daß der König von Spanien am 5. und 6. October die Gardes-du-Corps auflösen wollte. Das Datum ist bemerkenswerth, weil es mit dem übereinstimmt, an welchem der unglückliche Ludwig XVI. gefangen mit seiner Familie von Versailles nach Paris geführt wurde. In Spanien aber begannen die Hinrichtungen als Vorspiel zu Dem, was man thun wollte. Man konnte es Ferdinand VII. nicht verzeihen, daß er das Volk gering geschätzt hatte, welches sechs Jahr lang sich für ihn schlug.

Ferdinand VII. besaß eben Festigkeit genug, sich wenigstens durch Schmähungen zu rächen; er hielt daher in der Versammlung der Cortes eine schöne Rede, in der er sich bitter, und zwar so bitter beklagte, daß es die Cortes verdroß, die Minister, kurz, alle Welt, und daß der König sich plötzlich ohne Minister sah; alle reichten ihre Entlassung ein, ausgenommen der Marineminister*). Da forderte der König Minister von den Cortes. Wieder eine Dummheit. Die Cortes, die nicht zurückbleiben wollten, verweigerten es, indem sie als Grund angaben, daß der Schritt anticonstitutionell sei. Da nun der Marineminister sich ebenfalls zurückzog, blieb der König unentschlossen und Spanien ohne Regierung, da nach der Constitution der König nicht ohne verantwortliche Contra-

*) Don Jabat, ein rechtschaffener, braver Mann, der zwar nichts vermochte, aber dennoch muthvoll sprach.

signatur unterzeichnen konnte. Ein neues Ministerium wurde ernannt. Ferdinand glaubte ein Wunder zu vollbringen, indem er Personen von allen Meinungen darin aufnahm. Das brachte eine Wirkung hervor, wie man noch nie sah, und der Krieg entstand bald zwischen der Majorität der Versammlung, denn wie könnte man diese Cortes nennen? Spanien ging aber dem festen, entschlossenen Schritte der Republik entgegen. Die Angelegenheit mit dem Priester Vinuesa ist davon ein fürchterlicher Beweis. Dieser Mensch hatte für die königliche Macht gekämpft, und die Negros wollten seinen Tod. Man verurtheilte ihn nur zu den Galeeren. Dies geschah in Madrid. Als das Volk den Urtheilsspruch erfuhr, sprengte es das Gefängniß des Unglücklichen, entriß ihn demselben, und tödtete ihn durch Schläge mit Hammern und Holzstücken. Es war ein entsetzlicher Mord, und man hat später bei dem Tode Riego's daran erinnert. Seit diesem Verbrechen, welches unter den Augen des Königs begangen ward, scheute man nichts mehr; täglich sang man unter seinen Fenstern den berüchtigten Gesang: Tragalla! Tragalla Perro, La constitucion!

Und dieser entsetzliche Gesang wurde mit derselben Wuth geheult, wie die Carmagnole in den Tuilerien unter den Fenstern Ludwigs XVI. — Stets derselbe Weg.

Ein anderer Priester, el Cura (eben der, welcher unter dem Namen Merino bekannt ist), stand an der Spitze mehrerer Guerillabanden, und tödtete mit seiner eignen gottgeweihten Hand so viele Negros, als ihm unter das Messer fielen. Dieser Krieg wurde mit noch größerer Grausamkeit geführt, als der gegen uns, denn der Bürgerkrieg ist immer gräßlicher.

Zu dieser Zeit ernannte der König, der sich stets fürch-

tete, Riego zum Generalcapitain von Aragonien. Riego war ehrgeizig, und der Ehrgeiz verlangt Befriedigung. Ferdinand hätte sich dies selbst sagen sollen, und zugleich sich daran erinnern, daß Riego sein Feind war. Er that dies nicht, und legte, wie am ersten Januar 1820, eine geladene Kanone in seine Hände. Die Folge davon war, daß Riego alle seine Vorkehrungen traf, um in Spanien eine Republik proclamiren zu lassen, deren Häupter er, Quiroga und mehrere Andere sein sollten. Sein Rathgeber sollte, wie man sagte, ein Franzose, ein halber Spanier sein, oder vielmehr ein Spanier, ein halber Franzose, den die Pariser Polizei aus Frankreich verjagt hatte. Die spanische Polizei, die stets ungeschickt ist, benachrichtigte den König zu früh oder zu spät, und Ferdinand, stets eben so ungeschickt, that, was er hätte vermeiden sollen: Er exilirte Riego nach Lerida, und fügte so den Negros eine Beleidigung zu. — Er fürchtete sich; eine schreckliche Krankheit für einen König.

Um eben diese Zeit brach das gelbe Fieber in Catalonien aus; Gott schlug das unglückliche Land mit allen Geißeln. Sevilla war im offenen Aufruhr. Cadix, Barcellona, Murcia standen im Feuer und schrieen: Nieder mit dem Ministerium. Der Aufruhr in Neapel verdarb vollends Alles. Es entstand dadurch ein Chaos, in welchem man im Dunkeln umhertappte und bei jedem Schritt im Blute ausglitt.

Indessen hätte Ferdinand VII., wenn er nicht treulose Rathgeber hatte, gerettet werden können. Er hatte für sich einen großen Theil von Spanien, dessen Gesinnung zwar constitutionell war, aber noch genug am Alten hing, um ihn zu verstehen. Ich höre von der aufgeklärten Geistlichkeit und jenem vernünftigen Theile des Adels reden, welcher das Fortschreiten ohne Umwälzung wollte. Hätte Ferdinand

redlich gegen sie gehandelt, so hätte er wenigstens diese Parthei für sich gehabt, und um sich eine sichere Schutzwehr aufführen können, statt sie mit gewaltigen Schlägen niederzuwerfen. Die Royalisten unter dem Baron d'Eroles, welcher selbst ein braver Mann war, griffen endlich zu den Waffen. Und wären sie durch einen König unterstützt worden, der sein Volk und das Wohl des Landes liebte, zu dessen Wiedergeburt beitrug, alte Gebräuche, nicht aber alte Vorurtheile dabei achtete, so wäre Alles schnell beendigt gewesen; aber diese Treuen riefen zu Hülfe, ohne gehört zu werden.

Romagnosa, Romanillo, Misas, Mirallès und Bessières und der Trappist, sämmtlich alte Guerillahäupter und Soldaten der Unabhängigkeit, ergriffen für die königliche Sache die Waffen, ohne zu wissen, ob der König nicht ein Todesurtheil gegen sie aussprechen würde. Aber sie marschirten nichts desto weniger, und so wurde das Glaubensheer gebildet. Quesada wurde ebenfalls ein General des Königs; Nuñez, Egina und eine Menge von Offizieren. Kurz man sah, was man bei uns gesehen hat, d. h. daß die Masse der Nation für die bestehende Ordnung der Dinge ist, selbst bei einem schlechten Könige.

Es war in Madrid, wie ehedem in Paris; der Aufstand zeigte sich hier heftiger, als irgendwo anders; die Gardes du Corps wollten auch hier den König befreien; es gelang ihnen nicht, und seine Lage wurde dadurch noch gefährlicher, wie die Ludwigs XVI. nach Varennes.

Um diese Zeit sahen die Royalisten, daß die Gefangenschaft des Königs positiv sei, und errichteten deshalb eine Regierung unter dem Titel: Regentschaft von Spanien während der Gefangenschaft unseres Herrn, König Ferdinand, der Siebente seines

Namens. Diese Regentschaft bestand aus dem Baron d'Eroles, dem Erzbischof von Tarracona (Don Jayme Crecut) und dem Marquis von Mata Florida, Titulado, von Castilien. Am 14. September 1822 wurde die Regentschaft in der alten Kathedrale von Urgel feierlichst eingesetzt, und leistete vor Gott und den Menschen den Eid, den König und das Land gegen die Angriffe ihrer Feinde zu vertheidigen.

Diese Regentschaft schritt zu schnell zu Handlungen der Gewalt, wie z. B. den Eid aller Spanier im Namen Ferdinands zu empfangen, als wenn dieser bisher nicht regiert hätte! Dann war es auch eine schlechte Maaßregel, alle Beschlüsse der Cortes zu vernichten; das war eine Todeserklärung aller Partheien, und der Bürgerkrieg brach aus. Bei dieser Eröffnung der Feindseligkeiten zeigte Espoz y Mina, der berühmte Guerillachef aus dem Kriege von 1808, so viel Muth und Klugheit, daß er die Glaubensarmee vernichtete und die Regentschaft von Urgel über die Grenze von Frankreich jagte.

Es war eine der wenigst politischen Handlungen des Ministeriums Villèle, die spanischen royalistischen Flüchtlinge in Frankreich aufzunehmen. Das hieß uns beweisen, daß die Monarchie vernichtet werde, und daß die liberale Parthei selbst im Felde triumphiren könne, wie jetzt in Spanien.

Aber man glaubte Alles wieder gut zu machen, indem man verkündete, daß sämmtliche alliirten Mächte Ferdinand zu Hülfe eilen würden. Man glaubte, diese Nachricht allein sei eine Zaubertrompete, bei deren Schall man die Waffen strecken würde. Man täuschte sich, wie der Erfolg zeigte, in jeder Beziehung. Das Volk war übrigens nicht gemäßigter, wie der Herrscher, und die so wohl gelungenen Eroberungen

gegen die Tyrannei und den Aberglauben wurden auf's Neue geopfert, um nochmals auf einem blutgetränkten Boden erobert zu werden. Die Communeros sahen damals nur einen vorübergehenden Triumph, den sie thöricht benutzten. Ich glaube, daß der General Foy und mehrere Liberale, die einen lebhaften Briefwechsel mit den Liberalen Spaniens unterhielten, diesen ein großes Uebel zufügten, indem sie sie bestärkten, auf einer falschen Bahn zu verharren. Die spanischen Demagogen glaubten denen Frankreichs zu schnell. Die einen sagten nicht die Wahrheit, und die andern thaten vielleicht zu sehr, als ob sie sie empfingen. Uebrigens wurde der Sanitätscordon von Tage zu Tage dichter, und es rückte stets eine neue Compagnie ein, so oft eine günstige Nachricht in den Zeitungen stand. Das allein hätte zu den Spaniern sprechen müssen, hätten sie Ohren gehabt. Daß man den Krieg führen würde, war sichtbar, obgleich Herr von Villèle so that, als wollte er ihn nicht; ich gestehe, daß ich diese Feinheiten nie begriffen habe.

Wir fühlten bald die Rückwirkung der spanischen Unruhen. Die kaiserliche Parthei, die bisher nur wenig an den Ereignissen Theil genommen hatte, fing an sich zu zeigen. Herr v. S...r, Herr v. U.....e und selbst M. M...é, so wie viele Andere, die ich ebenfalls nicht nennen will, erschienen auf der Grenze oder vielmehr am Saume des Lagers. Der Name des Herzogs von Orleans wurde meiner Meinung nach zu leichtsinnig von seinen Freunden in Unterhaltungen genannt, wo solche Gegenstände ernste Dinge wurden. Herr v. Talleyrand war der Haupthebel der sogenannten orleanistischen Faction, denn es gab eine solche, welche Mühe sich auch der Herzog geben mochte, jede Billigung derer abzuläugnen, die sich seiner und seines Namens bedienten.

Herr v. Talleyrand wollte zu dieser Zeit auch in den Kammern intriguiren, doch die der Pairs wies ihn mit Verlust für sich zurück. Die Restauration befand sich damals in guter Stellung, denn Manuel war, so ungerecht auch seine Vertreibung aus der Kammer sein mochte, zu weit gegangen, und wurde deshalb allgemein getadelt. Uebrigens hatte die Restauration ein neues Heer zu bekämpfen, nämlich das der Doctrinairs. Die Spaltung hatte 1821 mit bedeutendem Aufsehen Statt gefunden, und die Ausstreichung der Herrn Camille Jordan, de Mirbel, Roger Collard und Barante aus der Liste des Staatsrathes zeigte, wie bitter die Partheien gestimmt waren, und wie fest, ihre Macht aufrecht zu erhalten. Doch das verderblichste Unglück der Restauration, das, welches dieselbe wieder ins Exil senden sollte, bildete sich damals, nämlich der Kampf der sogenannten royalistischen Parthei mit dem Throne und der Macht. Das Ministerium hatte ungleich mehr Gewalt, als das Ministerium Richelieu, war aber doch noch immer sehr schwach. Man machte sich über dasselbe lustig, denn bei uns sind Verspottungen der Gewalt fürchterlich und versetzen ihr den Todesstreich, wenn sie gerecht sind. Herr von Villèle, der sich auf seine Erfahrung von Beobachtungen stützte, glaubte, die große Maschine mit einer Kopfbewegung in Gang setzen zu können, doch er mußte sich überzeugen, daß Alles nur mühsam ging, und daß das Verlangte nur mit Schwierigkeiten zu erreichen war. Die Zelanti, wie man den Pavillon Marsan nannte, wollte den Sturz alles dessen, was nur einer liberalen Idee glich. Die Rede des Herrn von Castel Bajac in der Sitzung von 1821 hatte den Maßstab zu dem gegeben, was die Royalisten wagen konnten.

„Sie haben weder einen festen Gang, noch einen be-

stimmten Plan," sagte er zu dem Ministerium, „und jedes Jahr fordern sie Aufrechthaltungsgesetze der Charte, und es ist also wahr, daß sie ohne dies Mittel nicht regieren können."

Die ganze Rechte wurde von Rachgier getrieben, und nun schon einmal hatten Herr von Villèle und Herr von Corbière ihre Entlassung geben wollen, und nur auf Vermittlung des Herrn von Richelieu blieben sie, diesmal aber wollten sie bleiben und siegen.

Das Jahr 23 verkündigte sich unter sehr ernsten Symptomen. Was sollte in Spanien werden?

Der Bürgerkrieg, die Pest, die Anarchie, dies überdeckte das schöne Land auf allen Punkten. Die Mordthaten, die Ausübung der Rache, dies Alles vervielfältigte sich täglich mit entsetzlicher Schnelligkeit, und die Cortes pflanzten in der Sitzung, in welcher die Minister Ferdinands den Schutz der alliirten Mächte verkündeten, vollends die Fahne der Empörung auf. Auf der andern Seite gewannen aber auch die Glaubenssoldaten neuen Muth durch die Hoffnung auf Unterstützung. Erschreckt durch unsere Anstalten, brachten die Cortes Ferdinand VII., der krank war, und zwar, wie ich glaube, aus Furcht, nach Sevilla. Er brachte 18 Tage auf einer Reise von 80 Stunden zu!

Endlich eröffnete der Herzog von Angoulème als Generalissimus der Armee von Spanien den Feldzug. Am 5ten Mai verließ er Paris, um nach Toulouse zu gehen; er sah dort den Baron d'Eroles, einen der Männer jener Zeit, die Ferdinand VII. wirklich nützlich waren. Die Regentschaft von Urgel bestand nur aus ihm, und war außerdem nichtsbedeutend.

Es ist hier der Ort dazu, von einer wichtigen Sache zu sprechen, die damals nur wenig bekannt wurde, oder besser

gesagt, gar nicht: Das war der Zustand der Armee. Vielleicht nie schwebte die Restauration in wirklicherer Gefahr. Die Unteroffiziere waren sämmtlich entschlossen, endlich eine Handlung der Kraft auszuüben; sonderbar ist es aber, daß man zu gleicher Zeit daran arbeitete, Ludwig XVIII. des Thrones zu entsetzen, oder ihn zur Abdankung zu zwingen, Monsieur an dessen Stelle zu erheben, die Armee nach Paris zu berufen, die verwünschte Charte zu vernichten, die Parlamente wieder herzustellen, und Alles auf den Fuß zu setzen, wie es 1787 stand, d. h. ohne an die Restauration, sogar ohne an die Revolution zu erinnern. Merkwürdig ist besonders, daß weder der Herzog noch die Herzogin von Angoulème etwas von dem wußten, was vorgehen sollte. Es war das zweite Mal, wo man sie ohne ihr Wissen vorschob; es war das zweite Mal die Geschichte des Königreichs Aquitanien.

Während die royalistischen Zelanti ihren Weg verfolgten, hatten auch die Republikaner, d. h. die Liberalen, ihren Plan, und dieser bestand darin, eine Wahlregierung zu ernennen, die zwei Oberhäupter hatte, eines für das Militair, das andere für Civilsachen. In der Armee gab es nur zu viele Generale, welche nach der Gewalt strebten. Der König von Rom war damals noch nicht todt und hatte gute Schultern, um das zu tragen, was man ihn fordern lassen wollte.

Der Marschal Clausel war damals, was er jederzeit ist, ein Mann von hohen Fähigkeiten, und besaß, neben tiefer Kenntniß der Menschen und Dinge, die Zuneigung eines großen Theiles der Armee. Der Marschal Clausel legt stillschweigend eine schöne Laufbahn zurück; wollte er es jedoch, so konnte er dies unter dem Schalle der Fanfaren thun.

Der Soldat liebt ihn, und die Offiziere erinnern sich stets an die Aeußerung des Kaisers über ihn *).

Man schob ihn bei Allem, was sich damals ereignete, häufig vor, doch er floh dergleichen, wie die Pest, denn er war eben erst von seiner Verbannung von Amerika zurückgekehrt, und hatte davon für jene Zeit seines Lebens genug, denn er war damals noch ein junger Mann. Dennoch befand er sich wider Willen in einer Lage, die sehr gefährlich werden konnte, deren Gefahr jedoch seine und der Marschalin Klugheit größtentheils beseitigte.

Zwei spanische Obersten begaben sich zu Espoz y Mina, als kämen sie im Namen des Marschals Clausel, und benahmen sich so klug, daß Mina ihnen Briefe an den Marschal mitgab. Nach der Behauptung der spanischen Offiziere sollte der Marschal Clausel mit einem Corps Unzufriedener über Perpignan einrücken, und in den östlichen Pyrenäen das bewirken, was Caron zu San-Sebastian in den westlichen that. Die Briefe Mina's waren dem französischen Betruge anvertraut worden und die beiden spanischen Offiziere gingen nach Toulouse, wo sie Clausel zu finden glaubten. Der glücklichste Zufall fügte es, daß der Marschal Clausel nicht zugegen war, und daß Madame Clausel sie empfing. Als sie die Männer sah, von denen ihr Mann ihr nichts gesagt hatte, als sie bemerkte, wie ihre Lippen bebten, da sie die Ehre belogen, durchschaute die treue Gattin die Falschheit klar, und weigerte sich geradezu, die Briefe Mina's anzunehmen.

*) Der Kaiser sagte zu St. Helena: Meine Marschälle sind alt, doch ich ließ in Europa vier Männer, deren Talente und Tapferkeit die besten Marschälle ersetzen können. Und Clausel war einer dieser vier. Ich aber füge hinzu, daß Clausel der einzige ist. Die Soldaten lieben und kennen ihn, und eben so kennen ihn Alle, in deren Herzen noch einige Erinnerung an die Zeiten unseres Ruhmes lebt.

„Aber gnädige Frau,“ erwiderten Jene, „was wird der General dazu sagen?“

„Daß ich recht that, meine Herrn, indem ich den Brief zurückwies, dessen Sie wie einer gefährlichen Sache erwähnten. Mein Mann hat mich von nichts in Kenntniß gesetzt, und ich kann daher nichts Andres thun, als jede Mittheilung zurückweisen.“

Die Elenden, die den Auftrag hatten, einen Verräther zu machen, drangen aufs Neue in die Marschalin. Diese stand nun auf, und sprach mit jenem Tone der Herrin vom Hause, der stets imponirt, besonders aber Menschen, wie diese beiden Verräther waren, die sie fürchten und unter ihrem Blicke erblassen mußten. Nachdem sie nochmals bemerkt hatten, daß der Brief offen sei, und die Marschalin ihn also lesen könnte, nahmen sie endlich Abschied, und gingen gänzlich geschlagen durch die Klugheit einer treuen Frau. Als sie ihrem Manne bei dessen Rückkehr das Vorgefallene erzählte, sagte er: „Dein Herz hat Dir gut gerathen.“

Doch gegen den Hof fühlte der General Clausel sich lebhaft empört. Er zog Erkundigungen ein, und erfuhr die ganze Sache sehr genau. Die beiden spanischen Offiziere gehörten zur Glaubensparthei und spielten die Communeros. Sie hatten nur die Uniform gewechselt und Mina aufgesucht, um sich Briefe an Clausel zu erbitten, an den sie abgesendet zu sein vorgaben. Mina glaubte ihnen, doch man sah, wie sie angeführt wurden. Später sprach Clausel davon mit Carl X., und dieser war zu aufrichtig, um die Sache zu läugnen.

„Wos soll man thun?“ sagte er zu dem General, „Wenn man in einem Lande ist, wo jeder Tag eine neue Gefahr

hervorbringt, muß man kämpfen und jedes Mittel anwenden, um zu siegen. Ich will nicht wieder in das Exil gehen."

Diese Aeußerung ist merkwürdig, und die Erinnerung wohl zu bewahren.

Zwei Revolutionen bedrohten also 1823 die Regierung Ludwigs XVIII., die eine ganz zum Vortheil der ehemaligen Gewalt, die andere zur Wiederherstellung des Kaiserthums, der Republik oder was weiß ich. Bei dieser wenigstens waren Generale betheiligt; Generale, Deputirte und eine Menge von Leuten, die sich nicht zeigten. Der Herzog von Rovigo unter Andern, der damals viel durch seinen Namen galt; der General Sebastiani, mächtig durch sein Vermögen, durch seine Stellung in der Welt, der aber auf der Rednerbühne schlecht sprach, sich in Alles nur halb einließ und dann die Sache aufgab, wenn sie keine gute Farbe annahm. Ich könnte noch Männer nennen, deren Stirn bei dem Namen des Königs von Rom die Röthe der Schaam färben müßte, Männer, deren Blut das seinige war, denen die Verwandtschaft eine Pflicht auferlegte. Sie fürchteten, ein Asyl zu verlieren, welches das Mitleid ungerecht Verbannten gewährt hatte. Wie klein schienen mir diese Menschen, wie verächtlich sind sie in meinen Augen!

Indessen gab es noch großmüthige Herzen, Männer, deren Blut für den Sohn geflossen sein würde, und eine gewaltige umfassende Verschwörung, deren Wurzeln sich sehr weit verbreiteten, war 1823 bei dem Marsche der Armee in voller Thätigkeit. Ich will Niemanden bloßstellen, aber wie viele noch jetzt lebende Männer waren damals bei der Sache betheiligt!

Wie groß war das Staunen des Herzogs von Angoulème, als er in Bayonne zur Eröffnung des Feldzuges Alles schlecht vorbereitet fand. Man muß Ouvrard darüber hören; er, der das Uebel hob, weiß allein, wie weit es ging. Es ist fabelhaft, und das Alles läßt sich nur dann erklären, wenn man annimmt, daß Herr von Villèle die Pläne des Pavillon Marsan kannte. Und weshalb sollte das nicht gewesen sein? Der Herzog von Belluno, damals Kriegsminister, reiste sogleich ab, und kam an demselben Tage mit dem Herzoge von Angoulème in Bayonne an. Er schloß einen Vertrag mit Ouvrard, der sich das Commißbrod mit acht Sous für's Pfund bezahlen ließ, und wohl daran that, denn er mußte Gegenstände von der höchsten Nothwendigkeit liefern. Es war also ein Handel dringender Bedürfnisse, und er handelte als Lieferant ganz recht, sich gut bezahlen zu lassen. Nachdem der Herzog von Belluno acht bis zehn Tage in Bayonne gewesen war, kehrte er nach Paris zurück, um sich mit dem General Digeon zu zanken, der, wie er sagte, in Paris den Minister schlecht gespielt hätte, während er selbst ihn in Bayonne nicht besser gab.

Während dieser Zeit versammelte sich die Armee unter dem Kommando von Generalen, die der königlichen Sache sehr ergeben waren. Auch der des Königs von Rom? Das ist eine Frage, die ich nicht beantworten will. Diese Generale waren Oudinot, Burke, Pamphile Lacroix, Bordesoult, Latour-Foissac, Bourmont ꝛc. .... und dann der Prinz von Hohenlohe, das Arsenal der Wunder; der Baron von Damas, Herr d'Autichamps. — Man weiß, daß die liberalen Generale in jenem Feldzuge zurückblieben. Was die wahren Liberalen betrifft, so waren die Unglücklichen geneigt, den französischen Truppen die Hand zu reichen. Man wird sehen,

woran ein Unternehmen scheiterte, das vielleicht das ausgedehnteste und in seinen Resultaten ernsthafteste war, welches seit der Revolution begonnen wurde.

Am 25sten März sollte die Diligence von Porto abfahren; es war sechs Uhr Abends und der Hof der Messagerie ging in der gewöhnlichen Ordnung, nur der Polizeicommissair, der die Pässe der Abreisenden zu inspiciren hatte, ging auf dem Hofe umher, statt anderwärts zu sein, wie ihm dies häufig geschah. Da er sich langweilte, sagte er zu dem Conducteur, der auf den Schlag der sechsten Stunde wartete, um abzufahren:

„Hast Du viele Menschen in deinem Wagen?"

„Er ist voll."

„Ei, die Reisenden verspäten sich ja recht."

„O," sagte der Conducteur, „sie steigen nicht hier auf."

„Wie das?"

„Ich nehme sie bei Lacroix=de=Berny auf."

„Wie? Alle?"

„Alle!"

„Das ist sonderbar."

„Ja, wirklich," sagte der Conducteur, „das ist sonderbar."

Aber da er nicht einsah, weshalb es sonderbar war, ging er rauchend umher, und das Steinpflaster erdröhnte unter seinen schweren Stiefeln.

Während dessen stellte der Polizeicommissair seine Betrachtung an. Alle diese Leute, die zusammen abreisten, das war selten, ja sogar unerhört. — Er richtete noch einige Fragen an den Conducteur, und ging dann auf die Polizeipräfectur, indem er dem Conducteur befahl, auf ihn zu warten. Auf der Präfectur erzählte er, was er gehört hatte; diesmal war es genug, um das Lager zu allarmiren. Man

befahl ihm, sechs Gensdarmen und noch mehr zu nehmen, damit nach Lacroix-de-Berny zu gehen, den Reisenden ihre Pässe abzuverlangen, und alle, die keine hätten, zu arretiren.

Stolz darauf, daß der Zufall ihn auf dem Messageriehofe umherwandeln ließ, ging er nach Lacroix-de-Berny in Begleitung seiner Gensdarmen, und befahl dem Conducteur, ihm zu folgen; sie gelangten vor das Wirthshaus, in welchem die Reisenden aus voller Kehle sangen und aus vollen Gläsern tranken. Der Polizeicommissair trat in den Saal, in welchem sie saßen.

„Meine Herrn, Ihre Pässe,“ sagte er.

Kein Einziger hatte einen, und es waren ihrer achtzehn.

Alle wurden in das Gefängniß abgeführt, und der Wagen fuhr leer seiner Bestimmung entgegen.

Am nächsten Morgen suchte der Marquis von S. den Herzog von B.... auf, als es kaum sieben Uhr geschlagen hatte.

„Du weißt,“ sagte er mit jener Wichtigkeit, die wahrhaft komisch sein mußte, „sie sind Alle arretirt!“

„Wie?“ sagte der Herzog von B....

„Ja, Alle arretirt! Denke Dir nur, daß sie einfältig genug waren, keine Pässe zu nehmen, und so sind sie Alle arretirt.“

Der Marquis von S. war überzeugt, daß der Herzog von B.... ein Theilnehmer dieser Verschwörung war, und insofern war sein Benehmen schön und rührend. Man muß stets das Schöne erzählen und das Schlechte blosstellen.

Aber der Herzog von B. wußte nichts, er lebte wie immer als ein Ehrenmann, friedlich die vergangenen Zeiten betrauernd, doch durch keine Schlechtigkeit sie zurückrufend. Er

schwieg daher bei dem wahrhaft freundschaftlichen Blicke des Marquis von S., beruhigt für sich selbst, doch besorgt für eine Menge anderer Menschen, die nicht gleich ihm unterrichtet waren. Lange Zeit dachte er nach, und antwortete dann ganz unzusammenhängend dem Marquis von S., der sehr zufrieden über die erfüllte Sendung der Freundschaft sich entfernte.

Nachdem er fort war, dachte der Herzog von B.... noch länger mit Besorgniß über das nach, was er gehört hatte. Was sollte er thun? Er ging aus, und zwar in der Stimmung eines Menschen, der in einer dringenden Sache viel thun möchte, und doch nicht kann. Diese Lage, die wohl ein Jeder von uns kennt, ist fürchterlich. Endlich fiel ihm ein, daß der berühmte Advocat M.... unterrichtet sein müsse, und er ging zu ihm, obgleich er ihn nicht kannte.

„Mein Herr," sagte er, „man hat gestern eine Menge Menschen arretirt, die sehr unvorsichtig waren. Sie wurden in Lacroix=de=Berny verhaftet."

Herr M.... erblaßte; nicht für sich, sondern für die Betheiligten, denn sein politischer Muth war ausgezeichnet, wie er seitdem bewiesen hat.

Der Herzog erzählte ihm Alles, wos vorgefallen war, und zeigte ihm, ohne irgend eine Vertraulichkeit herbeizuführen, daß nach dem Vorgefallenen noch nichts zu fürchten sei, wenn man sich nur beeilte. Er machte ihn mit den nähern Umständen bekannt, und rieth ihm, zu versuchen, dem Leiter Derer, die in Lacroix=de=Berny arretirt waren, einem Unterbeamten des ehemaligen kaiserlichen Hofstaates, den Rath unbedingten Schweigens zukommen zu lassen *). Als dies ge=

*) Man kann sich wohl denken, daß dieser Mensch nur ein geringerer Agent war.

schehen war, durften die Verhafteten hoffen, daß die ganze Sache mit einer strengen Strafrede endigte, wenn sie eingestanden, zu den französischen Liberalen zu Bilbao gewollt zu haben, und weiter nichts. So kam es auch. Die Besorgniß, welche die Verschwörung des Pavillon Marsan erweckte, machte viel mehr Lärmen, und führte doch zu keinem andern Resultate, als zu dem Beweise, daß die Regierung, ungeachtet der Kraft, von welcher die Minister beständig sprachen, keine andere Gewalt, als eine ephemer-illusorische Macht besaß. Die Folge hat dies hinlänglich bewiesen.

Der Name des Marquis von S. erinnert mich an eine komische Geschichte, die sich mit ihm 1815 bei der Verurtheilung Lavalette's zutrug.

Alle Welt hat in Paris den vortrefflichen und liebenswürdigen Componisten von Joconde und dem türkischen Arzt, Nicolo Isouard, gekannt. Er besaß zugleich Talent und ein tiefes Ehrgefühl, eine Seelengluth, welche von allen seinen Freunden gewürdigt wurde, zu denen auch ich und mein Bruder Albert gehörte, mit dem er während seines Aufenthaltes in Marseille ein engeres Verhältniß angeknüpft hatte. Er kam öfters zu mir, und ich liebte ihn sehr. Er war höchst napoleonistisch gesinnt, obgleich er nach seiner Weise auch Royalist und überdies Ritter von Malta war*); er wußte diese Gesinnungen bei seiner ehrenwerthen Handlungsweise zu vereinigen. Ich liebte ihn, wie erwähnt, und er wäre nicht mein und Alberts Freund gewesen, hätte er nicht so gedacht, wie wir. Den Tag, an welchem er die Geschichte Lavalette's erfuhr, war er wie außer sich, und konnte sich

*) Er war dienender Bruder, und trug das Kreuz nur mit sieben Spitzen.

nicht bis zu dem Augenblicke mäßigen, wo er nach dem Luxembourg kam, in welchem er an eben diesem Tage zu Mittag speiste, wie sehr häufig. Er sprach mit Allen, die ihm begegneten, und donnerte gegen die Gräuel eines solchen Urtheilsspruches mit jener künstlerischen Freimüthigkeit, die man an ihm kennt. Sein Zorn war weit entfernt, sich dadurch zu beschwichtigen, daß er sich Luft machte; er wurde im Gegentheil nur noch heftiger bei dem Anblick der Marquise von S., die ihn mit sichtlicher Unzufriedenheit so sprechen hörte. Für Nicolo war dies ein Antrieb, noch mehr zu reden; er that dies auch, und sogar noch lauter, troß der Heiligkeit des Ortes. In diesem Augenblicke trat der Marquis in den Salon. Die Marquise gab ihm ein Zeichen, sich ihr zu nähern, und sprach mit ihm, indem sie auf Nicolo sah, der sich dadurch nicht irre machen ließ. Der Marquis nahm ihn hierauf beim Arme, führte ihn auf eine Terrasse, die an das Zimmer stieß, und sagte hier: „Sind Sie von Sinnen, mein lieber Nicolo? Wie, Sie eifern so heftig gegen eine Maaßregel, die doch offenbar zur Sicherheit der Regierung genommen ist? Bedenken Sie doch, was Sie thun, und seien Sie vernünftig! Sehen Sie, wie ich mich betrage! Mein Gott, glauben Sie denn, daß die Verurtheilung des armen Lavalette mir nicht auch das Herz zerreißt? Ich bin darüber in Verzweiflung, aber ich kann meine Verzweiflung nicht der übelwollenden Deutung des Publikums Preis geben. Man würde daraus bald Empörung machen, und man muß der Zeit nachgeben, nicht sich gegen sie auflehnen. Wozu dieser Haß, diese Liebe? Man muß für Niemanden Leidenschaft hegen, Niemanden aufgeben. Ich selbst beweise das, denn habe ich nicht Herrn von Mon..... in St. Helena?“

Diese Geschichte erzählte mir Nicolo selbst an eben dem Abende, an welchem sie sich zugetragen hatte, und später wurde sie mir durch Etienne bestätigt, der sie ebenfalls kannte und mit dem ich vor drei oder vier Jahren mit meinem Schwager Geouffre zu Mittag aß.

Vor ungefähr drei Jahren sagte der Marquis von S., als er bei mir war, lachend:

„Wissen Sie, weshalb ich mich so wohl conservirt habe, und nicht so gebrechlich aussehe, wie ich bei meinem Alter aussehen sollte? Weil die politischen Ereignisse für mich nie von solcher Wichtigkeit waren, daß sie mein gewöhnliches Leben änderten und mir den Schlaf raubten. Ich lasse mich vom Laufe der Dinge mit fortreißen und reibe mich an Niemand. So gleiche ich endlich den Kieseln eines Flusses, die durch das Schlagen der Wellen abgerundet sind. Ich bin gleich ihnen ohne Ecken!"

Ich hatte in der spanischen Armee viele Bekannte. Ich erhielt viele Nachrichten, und alle Briefe, die meine Freunde mir schrieben, unter andern mein Neffe, Adolf von Comnene, Capitain in der königlichen Garde, zeigten mir Spanien viel lenksamer, als zu unsern Zeiten; es herrschte viel mehr Uebereinstimmung. Jetzt hatten wir Verbündete, und in unsern Zeiten nur Meuchelmörder.

Es ist hier der Ort, von dem Benehmen des Herzogs von Angoulème zu sprechen. Der Parteigeist muß vor der positiven Gewißheit schweigen. Weshalb sind die Karlisten nicht eben so gerecht gegen uns? Weshalb sind sie so überspannt in Urtheilen über uns und Napoleon? So schreibt man nicht Geschichte.

Ja, der Herzog von Angoulème ist ein Prinz, der in dem spanischen Feldzuge alle Pflichten eines Ehrenmannes

erfüllt hat, und das ist meiner Meinung nach das höchste Lob, das ich ihm zollen kann. Er befahl, daß die Soldaten das Eigenthum Gottes und der Menschen achten sollten. Das Marodiren wird streng bestraft werden, sagt eine Proclamation des Generalissimus, — und doch war Nichts schlechter angeordnet, als die Verpflegung der Armee. Was wäre ohne Ouvrard wohl aus ihr geworden? Ich finde, daß man undankbar gegen ihn gewesen ist. Ohne Zweifel hat Veruntreuung Statt gefunden, und vielleicht ist das Wort noch zu mild, aber ist das denn die Schuld des Lieferanten, der berufen wird, wenn es an Allem mangelt, wenn die Armee kein Brod hat, wenn es ihr selbst an dem Nothwendigsten gebricht, und man zu diesem Menschen sagt:

„Das Alles muß zu morgen geschafft werden.“

Dann kann er es sich nur gegen schweres Geld verschaffen, und das muß bezahlt werden. Wie kann man verlangen, daß es anders sei? Gerechtigkeit muß für Jeden sein. — Ich kenne Ouvrard als einen Menschen, der ganz dazu geeignet ist, in 48 Stunden das schwierigste Geschäft zu beendigen, aber das ist natürlich theuer, und so ist es bei all den Häusern, deren Einrichtung man ihm überträgt. Er schafft ein Paradies, aber wie viel Geld ist zur Begründung eines solchen Edens nöthig, wie viele Millionen sind in die Alleen von Raincy und la Jonchère versenkt worden! — Die Commißbrode der Armee von Spanien haben ebenfalls den Luxus bezahlen müssen, daß sie binnen einigen Stunden gebacken wurden, statt fertig auf die Soldaten zu warten. Das Alles ist die Schuld des Herrn von Villèle, und keineswegs dieses Herrn Ouvrard, noch weniger aber die des Generals Guilleminot und des Herzogs von Angoulème, die man in leeren Nußschaalen auf ein sturmbewegtes Meer schickte, ohne auch

nur ein Fahrzeug in der Nähe zu wissen, sie im Fall eines Schiffbruchs zu retten. Dieser spanische Krieg, den man im Grunde wollte und doch scheinbar zurückwies, gleichsam um die Liberalen durch diese Komödie zu täuschen, wird noch lange Zeit eine dunkle Intrigue bleiben, welche fast verbrecherisch durch die vielen Schliche wird, die Herr von Villèle und seine Helfershelfer anwendeten, wobei sie mehr Ungeschicklichkeit zeigten, als dergleichen Leute eigentlich haben sollten.

Die ersten Feinde, die wir zu bekämpfen hatten, waren Franzosen; doch die Verhaftung von dreißig Personen bei Lacroix = de = Berny hinderte den Ausbruch aller großen Ereignisse, der von den Unteroffizieren in den verschiedenen Corps vorbereitet war, und die Verschwörung. welche von großem Umfange war, wurde durch den Zufall vereitelt. Es scheint in der That lächerlich, und dann muß man aber auch eine Regierung bemitleiden, die in ihrem politischen Leben so wenig gepflegt wird.

Die geflüchteten (empörten, wie man sie damals nannte) Franzosen, welche sich in Bilbao unter Anführung des Obristen Caron befanden, waren bereit, allen Denen, welche nach Spanien kamen, die Hand zu reichen. Doch fanden sie, wie ich eben zeigte, da, wo sie Eintracht und brüderliche Liebe finden sollten, nur eine Einöde und vollkommene Aufsicht. Selbst die Ordnung der Truppen war verändert. Das Corps, welches Latour = Foissac und der Vicomte Roussel-d'Hurbal befehligte, dieses vierzehntausend Mann starke Corps, welches die Reserve bilden sollte, ward plötzlich die Avantgarde, und blieb es den ganzen Feldzug hindurch. Diese Anordnung vereitelte alle Hoffnungen. — Man konnte große Erwartungen von der hinreißenden Gewalt hegen, welche

der Anblick der dreifarbigen Fahne und der Cokarden, in Verbindung mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser, oder es lebe die Republik (ich weiß nicht, welchen die Truppen hatten ertönen lassen) ausgeübt haben würde; allein auf diese Weise ward Alles zerstört. Man sagte damals, daß die aufrühreri schen und flüchtigen Franzosen, welche in Bilbao waren, vor dem ersten Kanonenschuß, den der General Valin gethan*), geflohen seien. Die Wahrheit ist, daß die Franzosen unter Carons Anführung in den anlangenden französischen Truppen Sympathie zu finden glaubten, wie sie auch glauben mußten, und immer zu einer bezeichneten Stunde kamen, um eine Verbindung mit den Unsrigen zu versuchen. — Ehe Caron gewiß wußte, wie sich der General Valin benehmen würde, mußte er zögern und Versuche machen, doch mit Vorsicht, da er keines der verabredeten Zeichen sah. Erst bei dem Kartätschenschuß, den der General Valin that, erfuhren endlich die Franzosen von Bilbao, daß zwischen ihnen und den ihnen gegenüberstehenden Franzosen keine Uebereinstimmung Statt fände, und sie versuchten nicht einmal einen Kampf, in welchem französisches Blut von französischen Händen vergossen worden wäre. Man hat es gewagt, die Männer von Bilbao anzuklagen, daß sie bei dem Anblicke der Truppen des Generals Valin umgekehrt wären, und ich lobe sie dafür laut. Das von Odonnel commandirte Regiment, welches den ersten Schritt gegen die Constitution unterstützen mußte, folgte Caron und mußte ihm folgen. — Was konnte es entscheiden? Man machte die einfältigsten oder wenigstens ungerechtesten Bemerkungen darüber. Versäumte man einmal diese Gelegenheit, so war Alles verloren.

---

*) Am 4. April 1823.

Indessen war die liberale spanische Armee sehr schön, und überdies hatte diese Armee diesmal, was ihr in dem andern Feldzuge fehlte, viele französische Offiziere, um die unvollständigen Cadern der spanischen Regimenter zu bilden, und die Erfahrung eines so zu sagen zehnjährigen Krieges mit Frankreich. Doch sah man hier, wie immer, daß die Uneinigkeit Allem hinderlich war, was vollbracht werden sollte. Und diese über zweimalhunderttausend Mann starke Armee*) der Constitutionellen ward von einer Armee besiegt, die weit schwächer war und den Nachtheil hatte, daß sie die andere aufsuchte, und gleichwohl zeigten die Constitutionellen sich nirgends im Treffen. — In der Mitte des Aprils war das Hauptquartier des Prinzen in Vittoria. Ich hatte in diesem Hauptquartier einen Freund; ich folgte so dem Marsch des Prinzen, und die Nachrichten, die ich oft erhielt, setzten mich in Verwunderung, indem ich unsers ersten Feldzuges gedachte. In Catalonien war Alles eben so schnell, und Mina wurde, statt der Oberbefehlshaber zu sein, abermals Anführer der Guerillas, eine Rolle, die für ihn vielleicht besser paßte, nach dem Bösen zu urtheilen, das er uns zugefügt hatte.

Der Herzog von Angoulème machte nur einen kriegerischen Spaziergang von Bayonne bis Madrid. In Velladolid machte man Friedensvorschläge, doch man wollte Alles oder Nichts: der Herzog von Angoulème zeigte viel Festigkeit in seinem Willen. Er wollte die bestimmte Freiheit des

*) Und diese zweimalhunderttausend Constitutionellen wurden von Ballesteros, Mina, Quiroga, Riego, Labisbal und einer Menge Männer commandirt, die nicht nur geschickt waren, sondern eine bewährte und beinahe die alterthümliche Tapferkeit besaßen, welche die Menschen berühmt macht. Wie schwand nun dies Alles in Rauch? Wie war der Schwindel der Parteien stark genug, um so viele wahre Gaben der Vorsehung für ein Land zu bezwingen?

Königs Ferdinand, der durch viele Thorheiten und Feigheiten sich die Verachtung der Kinder des Mançanares zugezogen hatte. — Der Herzog von Angoulème kam endlich in Madrid an, wo er am 24. Mai 1823 um neun Uhr Morgens seinen Einzug hielt; er wohnte bei dem Herzoge von Villahermosa, und erließ sogleich eine Proclamation, die ihm Ehre machte. Er sagte, man müsse die königliche Regierung wieder herstellen, berief den Rath von Castilien und den von Indien zusammen, und verlangte, daß sie zur Ernennung einer Regentschaft schreiten sollten. Doch Spanien ging darum nicht schneller vorwärts; der Herzog von Angoulème konnte sich überzeugen, daß es noch auf demselben Punkte war, wie unter seinem Großvater Philipp V., als Ubilla zum Marquis von Louville sagte: „Ei, ei, die Menschen sind keine Vögel, um wie der Wind zu fliegen*)!

*) Ich muß hier von dem sprechen, was mir eben geschah. Ich war von der Operation, der ich mich unlängst unterwerfen mußte, noch genesend, als man mir eines Morgens eine Dame meldete, deren Name mir unbekannt war. Da ich eine Unzahl von Verbindungen habe, welche zu gleicher Zeit sehr langweilig und nichtsbedeutend sein können, gab ich Befehl, bei mir außer meinen gewöhnlichen Freunden nur Diejenigen vorzulassen, die ich auf einer Liste angeben würde. Diese Dame wurde daher abgewiesen; allein sie zeigte eine solche Beharrlichkeit, daß mein Diener mir eine Karte brachte, welche eine dringende Bitte mit Bleistift geschrieben enthielt. Sie war nur für wenige Tage in Paris, wie sie mir sagte, und wollte durchaus mit mir über einen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit sprechen. Ich ließ sie daher eintreten. Sie schien mir in großer Verwirrung zu sein, sprach von meinen Memoiren, von meiner literarischen Laufbahn, von der Nothwendigkeit, nicht leichtsinnig zu verletzen, und schien sehr gekränkt.

„Mein Gott, Madame," sagte ich, „wäre ich so unglücklich, von Jemand gesprochen zu haben, der Ihnen theuer ist?"

„Nicht mich," entgegnete die Dame, „nicht mich haben Sie verletzt, denn ich hege große Bewunderung gegen Sie."

Ich verbeugte mich; die Unterhaltung war drollig.

„Nicht mich, gnädige Frau, sondern den Freund von einer meiner Freundinnen."

„Und ich bemerkte dies wohl!“ schrieb der Marquis an den Herzog von Beauvilliers, den Vertrauten seines Kummers.

---

Diesmal verbeugte ich mich nicht, ich lächelte; die Dame sah es und erröthete, indessen fuhr sie fort:

„Den Freund von einer meiner Freundinnen, den Marquis von Labrador.“

„Ei, Madame, ich kenne den Herrn Marquis gar nicht, nicht einmal dem Namen nach.“

Dies war die Wahrheit, weil ich mich seiner nicht erinnerte, was auf dasselbe herauskommt.

„Sie kennen ihn nicht,“ rief die Dame im höchsten Zorne, „nun, warum sprechen Sie denn von ihm?“

„Ich spreche ja nicht von ihm.“

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, daß, wenn —“

Ich begriff in der That nicht, was die Dame von mir wollte, und die Wahrheit zu gestehen, fing sie an, mir lästig zu werden.

„Nun, Madame, worin kann ich Ihnen nützlich sein?“

„Mir in nichts, gnädige Frau, aber dem Herrn von Labrador.“

„Sr. Excellenz dem Herrn Marquis von Labrador?“

„Ja, Sr. Excellenz dem Herrn Marquis von Labrador: einen großen Irrthum berichtigen, und eine edle Handlung vollbringen; erkennen, daß Sie sich irrten.“

„Aber nochmals,“ fragte ich, „was habe ich denn gesagt?“

Ich empfand eine Art von Alpdrücken; ich suchte und fand Nichts.

„Sie haben in Ihren Erinnerungen über die Restauration Etwas gesagt, worüber Herr von Labrador krank geworden ist, als er es las.“

„Aber nochmals —“

„Sie haben Etwas gesagt, wodurch Sie beweisen, daß Sie Herrn von Labrador nicht kennen.“

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich ihn wirklich gar nicht kenne.“

„Kurz, Sie haben gesagt, der Marquis von Labrador habe das goldne Vließ im Namen seines Gebieters Sr. Majestät dem Kaiser von Oestreich gegeben, da er es doch dem Kaiser von Rußland gab.“

„Und weiter —“

„Wie, gnädige Frau, das ist noch nicht genug?“

Ich gestehe, daß hier die Reihe zu lachen an mir war, wenn ich je in meinem Leben lachen konnte. Die Dame war darüber verdutzt und meine Freude so lärmend, daß ich nicht weiß, ob ich mit meinem funfzehnten Jahre herzlicher gelacht habe.

„Und in der Reclamation des Marquis von Labrador findet sich nichts Anderes?“

„In der Reclamation, Madame! Der Reclamation! Großer Gott wenn er wüßte, daß ich gekommen bin, obgleich er — mich — nicht kennt so würde er vor Kummer sterben! Nein, nein, Madame, er reclamirt nicht.“

Der Rath von Castilien und der von Indien, 1823 durch den Herzog von Angoulème wegen einer Sache zusammenberufen, die über Leben und Tod ihres Herrschers entscheiden sollte, sagten, daß sie nicht competent wären. Das war in der That der Fall; der Herzog glaubte dies ebenfalls, und schickte sie zum Henker. Er nahm es hierauf über sich, die Regentschaft zu ernennen, bestehend, so viel ich mich erinnere, aus dem Herzoge von Infantado, einem der edelsten und schönsten Charaktere des neueren Spanien, dem Marquis d'Eroles, dem Bischof von Osma, einem der fanatischsten Män-

---

„Was wollen Sie denn?"

„Daß Sie die Wahrheit der Sachen darstellen. Daß sie sagen, daß es der Kaiser von Rußland war und nicht der Kaiser von Oesterreich, welcher das goldene Vließ von dem Könige von Spanien erhielt."

„In der That, ich muß eine Albernheit gut machen, weil ich in meiner Eigenschaft als halbe Spanierin, halbe Geschichtschreiberin, halbe Gelehrte wissen sollte, daß bei der Theilung zwischen Deutschland und Spanien Oesterreich funfzig goldene Vließe behielt, und Spanien die andern funfzig; Oesterreich hat daher nicht nöthig, ein Vließ von Spanien zu bekommen. Ich hätte mich daran erinnern sollen, daß meine Bonne mich davon unterrichtete."

„Und Herr von Labrador, Madame?"

„Was kann ich für ihn thun? Was hat er gethan, daß ich von ihm rede?"

„Aber seine Treue für Ferdinand VII.; seine Haltung auf den Wiener Congreß!"

„Ach mein Gott!"

Und ich mußte wieder laut lachen, weil ich mich sogleich daran erinnerte, daß auf dem schönen Bilde Isabeaus ein Mann aufrecht steht, die eine Hand auf den Tisch gestützt und in der andern Hand das Protokoll von Nummer so und soviel haltend. Er steht dicht neben dem schönen und edlen Gesicht des Fürsten Metternich, aber diese Erinnerung war noch geeignet, das Wohlwollen an die Seite des Gesichtes zu setzen. Ich dachte an den wüthenden Haß, den dieser Mann gegen Napoleon zeigte, und lachte nicht mehr. Ich stand auf und sagte zu der Dame:

„Ich werde sagen, daß der Kaiser von Rußland das goldene Vließ empfing."

Und sie grüßend, ließ ich den Marquis von Labrador und sein Andenken bei Seite liegen, doch nicht ohne daß die Dame, die denselben Abend noch nach dem Norden abreiste, mir lebhaft die Versicherungen gegeben hatte, daß Herr von Labrador gar nichts von ihrem Besuche wüßte.

ner des neuern Spanien, wie jener dessen Ehre ist, und einem Don Antonion Calderon.

Diese Regentschaft war nichts desto weniger ein Hinderniß für die Operationen, durch ihre alberne Intervention gegen den Willen des Herzogs von Angoulème. Er war gnädig, er ist es von Natur; in Spanien war er es aus Politik und hatte nur gemäßigte Männer um sich. Der Herzog von Guiche ist ein Mann von geradem Herzen und schöner Seele. Es ist einer jener achtungswerthen Charaktere, auf die ein Land stolz sein kann. Er hatte Einfluß auf den Prinzen, und benutzte ihn nur zum Ruhm und Wohl seines Gebieters. Sein früheres Benehmen hatte übrigens wohl bewiesen, was er in der Seele trug, und in Spanien war er nur, was er stets gewesen. Sobald die Regentschaft in Funktion getreten war, sah der Herzog von Angoulème, daß sie ihm schädlich sein würde, aber er selbst hatte sie eingesetzt und sie mußte daher bleiben. Die Cortes führten während dessen den König nach Sevilla. Man fürchtete für sein Leben; er war nicht sehr beliebt, und die Cortes, welche Alles zu fürchten hatten, konnten alles wagen und wie die gesetzgebende Versammlung ein Tribunal werden, während die fremden Mächte an den Grenzen standen. Das Ministerium wurde durch eine königliche Kabinetsordre verändert, obgleich Ferdinand VII. sich nicht mehr in die Regierung mischte. Der englische Gesandte, Sir William A'Court war das einzige Mitglied des diplomatischen Corps, das dem Könige folgte, um ein Unglück zu verhindern*). So ging es bis zum Juni oder Juli, als die constitutionelle Armee bei Placenzia aus einander gesprengt wurde. Da wendeten die Cortes ihre Blicke

*) Das diplomatische Corps hatte Madrid am 1. Jan. 1823 verlassen.

auf Cadix. Alles, was diese Stadt unnehmbar macht, verlieh ihnen Kühnheit; sie wollten den König dahin bringen, doch er weigerte sich anfangs. Wäre er fortdauernd entschlossen gewesen, würde er sich bei der Nachwelt einen Platz gesichert haben, den er nun und nimmermehr einnehmen wird. Er sagte anfangs Nein, und reiste dann mit seinen Kerkermeistern ab, weil er sich fürchtete: Die Furcht ist ein schlimmes Uebel, aber ein unheilbares. Man sagte, das gelbe Fieber sei in Cadix, doch es war nicht wahr.

Die Cortes hatten in ihrem Schoße einen Rasenden Namens Galiano, der, ohne sich bitten zu lassen, ein Marat geworden wäre, hätte die spanische Revolution länger gedauert. Ferdinand brach nach Cadix auf, und kaum hatte er das Thor der Stadt im Rücken, als er hinter sich Flintenschüsse und die Seufzer der Opfer hörte, welche die royalistische Parthei in seinem Namen ermordete. Ich weiß, daß er bei dieser Nachricht in die Hände klatschte, und sagte:

„Ha, sie sind treu; das ist gut, gut, sehr gut!"

Während der Herzog von Angoulème seinem königlichen Vetter entgegeneilte, den die Cortes gefangen nach Cadix führten, machte die Regentschaft ihre Streiche, und verweigerte ihm den Gehorsam. Es gab hier Gefangene, die der Herzog in Freiheit zu setzen befahl, doch die Regentschaft versagte es. Der Herzog gebot, seinen Willen durchzusetzen, und es geschah ungeachtet des Widerstandes der Regentschaft. Diese Art von Kampf führte Erbitterungen herbei. Ich bin weit entfernt, anzuklagen, aber ich erzähle. Am 2ten Juli dieses Jahres 1823 ging der Herzog von Angoulème in die Messe nach der Kirche de los Clericos Minores, da brach das Feuer auf mehreren Stellen zugleich aus, und besonders auf dem Platze des Spirito Sancto, wo der Herzog

einen Augenblick zuvor war. Da es in Madrid und namentlich um diese Stunde kein Heerdfeuer gab, war kein Vorwand, und die Brandstiftung wurde anerkannt. Die beiden Partheien klagten sich derselben gegenseitig an, ohne daß eine derselben überzeugt wurde, wie dies bei dergleichen Fällen immer geschieht.

Uebrigens haben die spanischen Royalisten eine sehr strafbare Aufführung gehabt. Der Herzog von Angoulème allein hat sie in Zügel gehalten; ohne ihn wäre Spanien mit Mord- und Rachethaten überzogen worden. Die Ordonnanz von Andoujar vom 18. August 1823 ist ein schönes Denkmal milder Politik; das ist etwas Schönes, ich wiederhole es. Die Ultras vom Pavillon Marsan sagten das freilich nicht. Dies beweist eine seit langen Zeiten bekannte Thatsache, daß nämlich Nichts gefährlicher ist, als ein schwacher Mensch, den man verpflichtet oder dem man dient, selbst wenn man ihm das Leben rettet. Man kann überzeugt sein, daß die Schaam, die er empfindet, ihn den hassen läßt, der ihn verpflichtete; er verabscheuet ihn zuweilen eben so sehr, wie den, der ihn unterdrückte. Ich habe das oft im Laufe meines stürmischen Lebens gesehen, und doch ist es für mich stets eine Verwundung des Herzens, da ich nichts Süßeres kenne, als die Dankbarkeit.

Endlich wurde der Krieg durch das schöne Gefecht des Trocadero geschlossen. Die Schilderung davon ist allgemein bekannt und treu. Das Gefecht endete den Kampf zwischen einem unglücklichen Volke, welches seine Freiheit durch ein Verbrechen erringen wollte, denn die Gewaltthat ist stets eins, und einem tyrannischen, schwachen Könige, der weit mehr geeignet war, die Tage Peters des Grausamen, als die Alfons des Weisen zurückzurufen. Noch die letzten Tage wider-

standen die Cortes, und der König lief Gefahr; doch die Festigkeit des Prinzen Generalissimus und die des Herzogs von Guiche, der den letzten Brief des Prinzen überbrachte, bestimmten die Cortes, den König in Freiheit zu setzen, und am 1. Oct. endlich, um 11 Uhr Morgens, empfing der Herzog von Angoulème Ferdinand VII. am Hafen von St. Maria, wo sein Hauptquartier war. Ferdinand VII. fiel ihm um den Hals, wie eine befreite Memme, und ließ dies später noch deutlich sehen. Valtes, der Gouverneur von Cadix, einer der unruhigsten Köpfe, der sich aber dennoch sehr gut gegen den König benahm hielt das Steuerruder der Schaluppe, in der der König sich befand.

Einige Tage später, und selbst noch vor der Rückkehr nach Cadix, erließ der König die Decrete, durch die er alle Handlungen während seiner Abwesenheit vom neunten März 1820 bis zum ersten October 1823 für nicht geschehen erklärte.

So endete dieser Krieg von 1820, in welchem die Armee bewies, was sie war, und der eine Quelle neuer Besorgnisse und neuer Unglücksfälle wurde.

---

## Zweites Kapitel.

Der spanische Krieg. — Schwindel der alten Generale. — General B—e. Uneinigkeit im Ministerium. — Rivalität des Hrn. v. Chateaubriand und des Hrn. v. Villèle. — Gesetze. — Mittel, die Macht im Gleichgewicht zu erhalten. — Hr. v. Chateaubriand im Rath. — Hr. v. Freayssinous. — Noch ein Nebenbuhler. Hr. Delalot. — Mein Bruder und Hr. v. Lally-Tollendal. — Lissabon. Der königsmörderische Sohn. — Gutes Benehmen des Hrn. Hyde v. Neuville. Die Flucht des Königs. — Windsor-Castel. — Der Erzbischof von Paris. — Zusammentreffen mit Hrn. v. Villèle. — Toulousische Schlauheit. — Der verlorne Brief. — Errathene Meinung. — Arglist eines Staatsmannes. — Die Herzogin v. Duras. — Durika. — Olivier. — Eduard. — Portrait der Frau v. Duras. — Hr. v. Chateaubriand in Gefahr der Ungnade. — Der 3te Juni 1823. — Hr. v. Chateaubriand in Ungnade. Unwürdiges Betragen des Königs. — Schöne Stellung des Hrn. v. Chateaubriand. — Er macht seine Feinde erröthen. — Er ist bei dem, was ich von ihm erzähle, nicht interessirt. — Die Parasiten des Ministeriums.

Der spanische Krieg, so nannte man den militärischen Spazirgang, der dahin gemacht wurde, war eine der Ursachen, welche der Restauration einen furchtbaren Streich versetzen half. Die königliche Partei sah nur mit Verachtung auf die schönsten Siege der Republik und des Reichs. Austerlitz und Marengo waren nur Läppereien gegen Trocadero; der Schwindel stieg endlich auf den Punkt, daß die alten Gene-

rale, deren Lorbeern in jener Zeit gekeimt waren, vergaßen, daß sie ihre Kränze längst geflochten hatten, und glaubten nur von jenen sprechen zu dürfen, die sie in Corona und vor Cadix erwarben. Die Armee war nicht weniger demüthig, sie war es sogar noch etwas mehr, und dadurch gingen die Sachen nur schlimmer, weil man dadurch einsah, daß der Friede zwischen Parteien, die sich nie verstehen würden, unmöglich sei.

Die Uneinigkeit war schon im Conseil des Königs: Herr von Villèle und Herr von Chateaubriand selbst verstanden sich nur wenig, als der Letztere in das Ministerium eintrat, und während der Session von 1823 war er nur schlimmer. Ich kannte viele Freunde des Herrn von Villèle, welche das literarische Talent des Herrn von Chateaubriand in die Wolken erhoben und still schwiegen, wenn von seinem Talent als Staatsmann die Rede war; und so wie Herr von Villèle Gelegenheit finden konnte, einen Sarkasmus anzubringen über das Unpassende, literarische Ansichten mit Staatsgeschäften zu vermengen, unterließ er es gewiß nicht.

Damals förderte Herr von Villèle sein Gesetz der drei Procent zu Tage, ein schönes Werk, behaupten die Einen, Andere sagen dagegen, es sei mittelmäßig, sogar schlecht. Es wäre besser gewesen, glaube ich, wenn er es nicht gemacht hätte. Herr von Chateaubriand war derselben Meinung; doch hatte er seinerseits auch zu Tage zu fördern, und das Gesetz der siebenjährigen Wahl war für ihn von großer Wichtigkeit. Gewiß ist es, daß die Willensmeinungen des Herrn von Chateaubriand immer entfernt von allen kleinlichen und unwürdigen Rücksichten sein werden. Er ist groß und edel, großmüthig und wahrhaft der Mann, der den Ruhm des legitimen Thrones und des Vaterlandes will. Mit Stolz er=

kennen dies seine Freunde an, und seine Feinde können es ihm nicht absprechen.

Aber die ministeriellen Feinde verzeihen und verständigen sich niemals, und von dem Tage an, wo die Herren von Corbière und von Villèle einsahen, daß es unmöglich sei, Herrn von Chateaubriand für ihren Bund gegen alle Neuerungen zu gewinnen, ward er das Ziel ihrer Angriffe. Die Ultras hatten ihn nie geliebt, weil er vernünftig war, und sie waren Narren. Die Zeloten waren mit wahrhaft christlicher Wuth auf ihn erbittert. Die Brochüre von 1814 war nach dem Dafürhalten der Herren von B....., von V....., von P....., von L..... nur ein verspätetes Glaubensbekenntniß und überdies wenig für jene Zeit geeignet. (Wie wollte man es denn?) Von einer andern Seite sahen ihn die Liberalen nur mit Furcht in ihrer Reihe, weil man von einer wie der andern Seite die Talente eines Mannes fürchtete, dessen Acquisition das Glück und die Kraft der Partei gesichert hätte, welcher er angehörte; doch hatte er nie etwas Anderes als sein Gewissen zum Panier. Man beachtet diese Art des Verfahrens bei weitem nicht genug. Wie! ihr wollt einem Manne das Recht nicht zugestehen, seine Meinung über Jemand zu ändern? Wir sehen ja aber täglich, daß man zehn Jahre lang, ja zwanzig Jahre sogar einen Freund liebt, weil man ihn für besser hält, als alle Andern; man hält ihn für gut, für ausgezeichnet und ergeben; und dann kommt ein Tag, wo diese Güte, diese Ergebenheit in Nichts zerfließen. Dann muß man wohl seine Meinung rücksichtlich des Mannes ändern. Nun denn, in der Politik ist es dasselbe. Ihr folgt einem Paniere lange, sehr lange Zeit; doch kommt ein Tag, wo ihr gewahr werdet, daß dies Panier euch einem Abgrunde zuführt. Ihr sucht zuerst den Fahnenträger aufzuhalten; doch wenn ihr merkt, daß der

Fahnenträger nicht auf euch achtet, laßt ihr seinen Arm los, und setzt denselben Weg für eure eigne Rechnung fort. Das ist die Geschichte vieler Leute, die angeklagt waren, sich plötzlich geändert zu haben. Dem ist nicht so, nur die Andern wollten sich nicht zum Guten wenden.

Hier ist der Ort, zu erwähnen, daß die gegenseitigen Hoffnungen der Minister von seltsamer Art waren, indem die einen sich gegenseitig auf die andern stützten. Herr von Chateaubriand ließ Herrn von Villèle gehen, weil die drei Procent in seiner Meinung nur ein Werk waren, das dazu fähig wäre, Herrn von Villèle den Hals zu brechen, und dann, was konnte er anders als ein recht gewissenhaftes de profundis dazu sagen? Was den Andern betrifft, so waren seine Absichten weniger gut; er begnügte sich nicht mit dem Austritte aus dem Ministerium, er hoffte, daß die große Popularität des Herrn von Chateaubriand durch das Gesetz der siebenjährigen Wahl zerstört oder doch wenigstens stark compromittirt werden würde. Der Toulouser hatte es mit der ganzen Zukunft des Hrn. v. Chateaubriand zu thun. Und das war schlimmer!

Der Conseil Ludwigs XVIII. bot in der That ein belustigendes Studium dar!... Herr von Chateaubriand befand sich in jeder Art wie ein Eingeschwärzter darin. Er, so elegant in Worten wie in Manieren, in Allem, was gefällt, kam da mit Menschen zusammen, die nicht nur von bürgerlichen Manieren waren, wie Herr von Corbière, der immer sein umfangreiches Schnupftuch mit blauen Carreau's auf die Hand Ludwigs XVIII. legte, und Herr von Villèle, der immer aussah, als hätte er eben den Auszug einer Rechnung für das Ende des Monats gemacht, und Herr Damas und — kurz der ganze Conseil, wie er damals genannt wurde, war nicht elegant und suchte auch gar nicht elegant zu sein.

Herr von Chateaubriand war immer offen und loyal mit seinen Collegen und vor Allem mit dem Könige. Er hatte oft mit ihm von der Nothwendigkeit einer Aenderung des Wahlgesetzes gesprochen, aber außer diesen Conferenzen vermied er sorgfältig, von den Angelegenheiten seines Collegen, des Präsidenten des Conseils, zu sprechen, dessen Nase sich seit einigen Tagen spitzte, als das Gesetz endlich der Kammer vor Augen gelegt ward; er merkte, daß der Kampf begonnen hatte. Herr von Chateaubriand verstellte sich nicht, er war nur zurückhaltend und zeigte nichts als den Gedanken, der sein Werk betraf; dem Präsidenten verdroß diese Zurückhaltung. Ich kenne einen von seinen Verwandten, dessen Meinung von der des Präsidenten verschieden ist, und der mir später von dem heiligen Zorn erzählte, in welchen ihn die Ruhe des Herrn von Chateaubriand versetzt hatte. Er ersann ein Mittel, seinen Einfluß im Conseil aufrecht zu erhalten, indem er einen neuen Minister ernannte und ein Ministerium creirte, nehmlich das des Cultus und des öffentlichen Unterrichts. Der Bischof von Hermopolis, Herr von Trayssinous, hatte das Talent, es dem Könige so darzustellen, daß er es gleich bestätigte. Er liebte an Herrn von Hermopolis die Art, Herrn von Chateaubriand nur als Literaten und nie als Minister zu beurtheilen. Diese Tactik hat Herrn von Chateaubriand viel unverdienten Schaden zugefügt. — Herr von Frayssinous hatte auch sein Schärflein Bosheit, eine tiefgefühlte Bosheit, die recht wohlgenährt dazu diente, Herrn von Chateaubriand den Vorzug bemerklich zu machen, welchen er Herrn von Delalot einzuräumen schien, um Herrn von Tontanes zu ersetzen;' und Herr von Frayssinous war schon ein klein wenig Jesuit und in so heiliger Gesellschaft kommt man in kurzer Zeit zum Ziel. Auch ist Herr von Frayssinous selbst Literat, warum sollte er

nicht eine kleine Neigung von Neid empfunden haben? Mein Gott, das ist doch wohl erlaubt.....

Ich hatte zu jener Zeit unaufhörliche Verhandlungen mit meinem Bruder, meinem guten Albert, der beste Mensch von der Welt, dessen Meinungen ich verehrte. Er war mit einem — gewiß ganz achtungswerthen Manne befreundet, der sich mit lauter Thränen arrondirt hatte. Das war Herr von Lally-Tollendal. Ohne offenbar irgend Jemandes Freund oder Feind zu sein, machte er doch Herrn von Villèle sehr den Hof, wie er ihn früher Herrn Decazes und eben so gut Herrn von Blacas gemacht hatte. Nun kam Herr von Villèle an die Reihe, ein Anderer wäre auch an die Reihe gekommen.

Albert sah das nicht ein; er entschuldigte Herrn von Lally, und er war für ihn, wie er übrigens immer für seine Freunde war. Ich habe nie einen Mann gesehen, der mehr bereit war, Andere zu entschuldigen und selbst zu fehlen befürchtete. Er behauptete gegen mich, er handle nur nach seinem Gewissen. Das gab ich zu; doch konnte ich ihm nicht zugestehen, daß Herr von Lally eben so gegen die verfahre, die er seine Freunde nannte, und die es in der That auch waren. Was konnte Herr von Chateaubriand gegen ein Uebelwollen, das von Männern gegen ihn gerichtet war, auf die er zählen zu können glaubte?

Ich hatte immerwährend Verbindungen mit Lissabon unterhalten; ich vernahm damals, daß eine vatermörderische Revolution zu Gunsten eines Infanten ausgebrochen war, der bei meinem Aufenthalte in Portugal nur noch ein Kind war. Ich hielt das portugiesische Volk keiner großen Bewegung fähig, es hatte so unendlich viel Erniedrigungen erduldet! Jetzt war es der Thron, der erniedrigt wurde: ein Sohn entthronte seinen Vater! Don Miguel wollte ihn stürzen,

und auf eine Art, daß er sich nicht wieder erheben konnte. Aber Johann VI. rief durch seine traurige Lage selbst das diplomatische Corps zu seiner Hülfe auf. Unser Gesandter, Herr Hyde von Neuville selbst brachte ihn zu dem Palast, den sein Sohn entweiht hatte, heraus, und führte ihn mit allen andern Gesandten an Bord eines englischen Linienschiffes, welches auf dem Tajo*) lag, und ersparte für dies Mal Don Miguel ein Verbrechen. Er war, sagt man, von seiner Mutter verleitet, deren Liebling er übrigens war**). Die Königin von Portugal, deren Bild ich entworfen habe, war, wie man weiß, schrecklich häßlich, und doch fand sie gute Freunde; denn einen andern Namen kann man ihnen nicht wohl geben. Nun, sie hatte oft sehr zärtliche Neigungen, und daraus entstanden sehr innige Verbindungen mit dem Lande. Diese Rauferei in Portugal war in der That beunruhigend, indem sie zeigte, daß Alles drunter und drüber ging, und daß in diesem Augenblicke Nichts haltbar in Europa sei, und die alten Throne noch weniger, als alles Andere. Was die Folge betrifft, so weiß man, daß Don Miguel gezwungen war, in Frankreich ein Asyl zu suchen, wo er ziemlich schlecht aufgenommen ward, und das hätte er vermuthen können. Er floh nach Oesterreich; das war noch schlimmer, und mußte es auch sein. Es giebt Leute, die nicht nur kurzsichtig sind, sondern auch keine Gläser für irgend eine Brille haben.

Der Erzbischof von Paris war zu sehr mein Freund, als

---

*) Das Windsor-Castel. Das Betragen des Herrn von Neuville war bei dieser Gelegenheit sehr ehrenwerth.

**) Man hat behauptet, Dom Miguel sei ein Sohn Lucians. Nein. Aber er ist der Sohn eines Arztes aus Lissabon, dessen Name mir entfallen ist.

daß ich nicht mit dem größten Interesse sein Betragen beobachtet hätte. Er hatte sich kräftig über das Rentengesetz ausgesprochen, seine Meinung war die des Herrn von Chateaubriand, und sie verstanden sich darauf, zu cabalisiren, wie Herr von Villèle äußerte, indem er mehr als je mit seinem gascogner Dialekt näselte. Ich mußte mit ihm wegen eines Geschäftes, das mich persönlich betraf, sprechen, und benutzte diesen Besuch, um auf seinem Gesichte zu beobachten, ob er sich gefährdet glaubte. Ich ersah aus einigen Worten, daß er nicht beunruhigt, sondern gekränkt war, und in seinem Herzen Bitterkeit gegen einen Mann nähre, der einst dadurch leiden sollte. Ein einziges Wort überzeugte mich davon.

„Ich habe lange Zeit in Toulouse gelebt, Herr von Villèle," sagte ich endlich, „und ich werde dort nöthigen Falls nicht nur Freunde, sondern auch Verwandte finden, die in ihren Meinungen ganz mit den Ihrigen übereinstimmen. Wenn diese Meinungen nicht ganz die meinigen sind, so achte ich diejenigen doch nicht minder, welche sie hegen."

Herr von Villèle verbeugte sich, wie vor einer Madonna von Loretto.

„Sie brauchen mich nicht daran zu erinnern, daß Ihre Frau Mutter in Toulouse lebte, und daß Ihr Herr Vater beinahe das Opfer seines Royalismus geworden wäre *), und

---

*) Mein Vater war, wie man in meinen Mémoires sur l'Empire sehen konnte, sehr royalistisch, und verbarg seine Meinung nicht zu einer Zeit, wo sie ein Todesurtheil war. Als er durch Toulouse reiste, um sich mit meiner Mutter nach Spanien zu begeben, denn seine Absicht war, dorthin zu emigriren, wurde mein Vater von einer schweren Krankheit befallen, die ihn hinderte, seinen Weg fortzusetzen. Durch den Tod des Königs erhielt er einen neuen Todesstreich, und bald wurde er tödtlich getroffen. Das war, als er dem revolutionären Club angezeigt wurde; der größten Sorgfalt meiner Mutter gelang es damals, ihn zu retten. — Einer, Namens Couder,

dann, gnädige Frau, sind Sie — Sie selbst — und das ist viel für mich, vorzüglich um Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Ihre Sache ist gerecht."

„Dann, Herr Graf, werden Sie mir auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf die ich ein Recht habe*).

Er lächelte, aber dies Mal mit einem schlimmen Lächeln.

„Ja, sehen Sie, Frau Herzogin! da ist ein Befehl des Königs, — und ein königlicher Befehl läßt sich nicht abweisen wie ein Theaterblättchen. — Ohne allen Zweifel ist Ihre Forderung gerecht. — Aber glauben Sie, daß ich Herr im Conseil bin? Nein, gewiß nicht! — Ich bin dort nicht allein, und Sie wissen nur zu gut, daß die Angelegenheiten der Armee nicht unter Händen sind, die sie geltend machen."

In dieser Phrase lag eine vollständige Bosheit, weil Herr von Villèle, ohne irgend Jemand zu nennen, wohl wußte, daß ich Den errathen würde, von dem ich wußte, daß er die französische Armee nicht liebte. Auch traf der gut abgeschossene Pfeil sein Ziel. Ich schlug die Augen nieder und erröthete vor Zorn; denn es war mir peinlich, von diesem Manne überführt zu werden, daß Herr von Chateaubriand die französische Armee nicht liebte.

„Nun," sagte ich zu Herrn von Villèle, „wenn Ihre Excellenz für mich sein wollen, so werde ich die größte Hoffnung hegen, und wollen Sie das?"

---

ein Schuster, Syndikus der Gemeinde, rettete meinem Vater das Leben, indem er ihn verhinderte, die Gefangenschaft der Parlamentsmitglieder zu theilen, die auf dem Schaffot umkamen.

*) Es war wegen meiner Pension; die Sache war die bizarrste Ungerechtigkeit, die es unter der Restauration gab.

Er verbeugte sich mit einer Bewegung, die er überzeugend machen wollte, und fügte dann hinzu:

„Aber, noch einmal, ich bin nicht allein!“

„Indessen,“ sagte ich, „muß man das Ueberzeugende, das Erwiesene zugestehen! Bedenken Sie, daß die Sache eine Frau betrifft, die Wittwe ist und Kinder hat in zartem Alter, junge Mädchen, die so weit gereift sind, daß die größte Sorgfalt für ihre Erziehung nöthig ist. Was! Sollten Billigkeit, Gerechtigkeit und Wohlwollen, die Frauen und Kinder umgeben sollen, verjagt werden, um einem egoistischen Gefühl, ja selbst der Ungerechtigkeit Platz zu machen?“

Herr von Villèle sagte mir nichts; aber er lächelte, hob den Kopf und sah mich mit einem Ausdruck an, der mir so außerordentlich schien, daß ich auch ein Lächeln nicht zurückhalten konnte. Er sagte mehr mit seinem Stillschweigen, als er mir in einer Stunde des Geplauders verrathen haben würde. Ich hatte wahrscheinlich einen von meinen schlauen Tagen.

Ich speiste den Mittag bei meinem Bruder, der damals in der Clichystraße wohnte. Ich erzählte ihm meinen Besuch und er lachte darüber wie ich; aber wie ich, sah auch er voraus, daß alle Angelegenheiten des Herrn von Chateaubriand sehr bald einen tödtlichen Streich erhalten — oder sich für immer heben würden. Albert bewunderte ihn wie ich, und hätte gern gewünscht, ihm Details mittheilen zu können, die ihn betrafen. Es war damals schwer, ihn aufzufinden, und seine Verhältnisse waren nicht so, wie jetzt. Er ging häufig zu der Herzogin von Duras, die mit Durika und mehreren Romanen beschäftigt war, wobei sich die Armen sehr wohl und die Reichen noch besser befanden, weil sie, indem sie eine gute Handlung begingen, ein Buch lasen, in welchem sie die

gute Gesellschaft wiederfanden, den Ton einer feinen Welt, die sich seit langer Zeit von uns entfernt hatte, und die, indem sie uns ganz ihre Arme und Beine mitbrachte, sich so gut mit andern Kleidern bedeckt hatte, daß man sie nicht wieder erkannte; die Herzogin von Duras hatte das Alles verjüngt. Durika, Olivier, Edouard, diese reizenden Werke waren Beweise, daß der gute Geschmack nicht untergegangen war. Die Herzogin von Duras ist eine Frau von ausgezeichnetem Verdienste. Ich werde viel davon in meinem ersten Werke*) zu reden haben, und fühle mich glücklich, von dem Charakter und der Persönlichkeit einer Frau, wie sie, Rechenschaft geben zu können. Sie hatte Einfluß auf die Begebenheiten der Zeit, und mehr vielleicht, als man glaubte.

Ein Feind, den Herr von Chateaubriand hatte und dem er weniger mißtraute, als er sollte, war, ich wiederhole es zum dritten Male, der König von Frankreich und von Navarra, Seine Majestät Ludwig, der achtzehnte des Namens. Das war so sichtlich, daß es keines großen Scharfsinnes bedurfte, um darüber zu urtheilen. Ich habe schon gesagt, daß es litterarische Eifersucht war, welche diese Wirkung hervorbrachte, und die übrigens Beiden schädlich war, mehr aber noch Ludwig XVIII. Er haßte diejenigen, die ihm im Dienste mißfielen, gerade so wie die, welche weiter Nichts thaten, als ihm nicht gefielen.

Das ist ein Fehler für einen Weltmann, aber für einen König ist das ein Verbrechen. Ludwig XVIII. hat das Unglück, welches daraus entstehen sollte, den Erben seiner Krone

*) L'Histoire des salons de Paris, depuis le cardinal de Richelieu jusqu'à nos jours.

vermacht, und die Leiden sind ihr beigegeben, wie dem Kleide des Centauren.

Wir waren im Frühling des Jahres 1824, ich speiste bei meinem Bruder; es war am 1. oder 2. Juni. Man sprach viel von der Ungnade des Herrn von Villèle, die man für ausgemacht annahm. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, als ich eine große Zuversicht sah; es schien mir unmöglich, daß die Sache fehl schlüge: dennoch war es nichts; der Plan war zu gut angelegt, und Herr von Chateaubriand sollte fallen.

„Wir sollten am fünften nach der Kammer gehen,“ sagte Albert zu mir, „man wird über das Gesetz der siebenjährigen Wahl discutiren, das weiß ich, und Du solltest hingehen, das würde Dich zerstreuen.“

Ich hatte in Paris zu thun, kehrte nicht nach Versailles zurück, und war in der Kammer, und zwar zum dritten Male seit der Restauration. Es war, ich erinnere mich dessen genau, an einem Sonnabend, und der Saal war überfüllt. Mehrere Deputirte sprachen mit dem größten Eifer, unter andern Herr von La Bourdonnaye, der, wie bekannt, dem Ministerium den Krieg erklärt hatte, und das zwar, um in demselben aufgenommen zu werden. Herr von Bourdonnaye griff mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit das vorgeschlagene Gesetz an.

Herr von Chateaubriand saß auf der Bank der Minister; — er erhob sich, um ihm zu antworten. In dem Augenblicke nahm ich wahr, daß Herr von Corbière ihn am Rocke zog, und er sagte zu ihm:

„Mein lieber College, lassen Sie mich sprechen, ich fühle mich begeistert, — Sie wissen, daß mir das nicht oft kommt und ich will Vortheil daraus ziehen.“

Herr von Chateaubriand lächelte mit jenem reizenden Lä-

cheln, was sein schönes Gesicht so wunderbar verklärt, und setzte sich wieder. — Herr von Corbière besteigt die Tribune und spricht — man weiß den Erfolg!

Als Ludwig XVIII. Herrn von Chateaubriand's Stillschweigen wahrnahm, ward er wüthend: „Was!" rief er, „so handelt Herr von Chateaubriand! Es besteht also ein Complott zwischen ihm und dem Erzbischof, um mein Gesetz zu verwerfen! — Aber es steckt eine solche Bosheit dahinter, daß ich nicht weiß, ob ich mit criminalischer Strenge gegen ihn verfahren soll." —

Das Wahre an der Sache ist, daß der König froh war, einen Vorwand zu finden, Herrn von Chateaubriand vom Ministerium zu entfernen, wo er die Politik des Herrn von Villèle genirte, der ihn damals ganz beherrschte; man nehme dazu noch die Regung der Eifersucht, von der ich immer gesprochen habe, und man hat den Schlüssel zu dem seltsamen Betragen des Königs von Frankreich bei einer Gelegenheit, wo er sich im Gegentheil von großen und edlen Motiven hätte bestimmen lassen sollen und nicht von kleinlichem und niederem Neide.

Die Entwickelung dieses Dramas — denn ich betrachte diese Geschichte als höchst dramatisch — war noch seltsamer! —

Der 17. Juni war gekommen, und Herr von Chateaubriand war zwar ganz ruhig, weil es sein Gewissen war, aber Herr von Chateaubriand war doch sehr gespannt, was aus all dem Vorgegangenen entstehen würde; daß sich ein Gewitter zusammenzog, sah er voraus, und dies Gewitter konnte nicht ihn allein treffen, der Blitzstrahl mußte nothwendiger Weise auf Diejenigen zurückfallen, die ihn schleuderten. —

Es war ein Sonntag, Herr von Chateaubriand geht in das Schloß, um dem Könige in die Messe zu folgen; ein Huissier

der Kammer thut, als wenn er ihm zufällig auf der großen Treppe begegnete, und sagt ihm:

„Ah! Herr Graf, hier ist ein Packet, das sollte ich ins Ministerium bringen, um es Ihnen einzuhändigen", und er gibt Herrn von Chateaubriand ein dickes Packet, das mit dem Siegel des Präsidenten des Conseils gesiegelt war. Das Packet enthielt eine königliche Verfügung, welche, in wenigen Worten ausgesprochen, auf die Regierung Ludwigs XVIII. für immer einen Fleck werfen sollte, der unauslöschlich sein wird.

Ludwig, u. s. w.

„Der Graf von Villèle, Präsident unseres Minister-Raths (Conseils) und Minister-Staatssecretair des Finanzdepartements, ist ad interim mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, an der Stelle des Herrn Vicomte von Chateaubriand!"

— Dabei lag ein Brief, dessen Lakonismus von einer unbegreiflichen Unverschämtheit — um nicht zu sagen, von einer unbegreiflichen Grobheit war, von einem so geschickten Manne, wie Herr von Villèle, der bei seiner Schlauheit hätte wissen sollen, daß Nichts in einem solchen Falle, wie dieser, die Höflichkeit ersetzt, wenn es nicht die Gradheit des Herzens und die Rechtlichkeit vermag, wovon keine Spur zu finden war bei einem Ereignisse, wo Alles, was sich zutrug, auf der letzten Stufe der geistesarmen Bosheit stand.

Hier ist der Brief von dem Präsidenten des Conseils:

„Herr Vicomte,

Ich gehorche dem Befehl des Königs, und übersende Ihnen hierbei die Verfügung.

J. von Villèle."

Herr von Chateaubriand verwunderte sich über die Schwere der Grobheit. Man hat seitdem behauptet, es sei nur durch

ein Versehen geschehen, daß Herr von Chateaubriand dies Packet nicht noch im Hotel der auswärtigen Angelegenheiten erhalten hätte. Das ist ein Irrthum; es ist überdieß notorisch durch den Styl der königlichen und ministeriellen Epistel, daß man einem Manne Beleidigungen zufügen wollte, der durch Nichts als seine Verdienste beleidigte. Das mußte man ihm fühlen lassen, weil Niemand weniger empfindlich ist, als der Mann von Genie: er ist wie der ehrliche Mann, der sich nicht umsieht, wenn hinter ihm auf der Straße Spitzbube geschrien wird. Herr von Chateaubriand stutzte wohl einen Augenblick, aber seine Verwunderung machte sehr bald einem Gefühle der Verachtung Platz, er lächelte geringschätzig und ging ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo er folgendes Billet schrieb:

„Herr Graf,

Ich habe das Hotel der auswärtigen Angelegenheiten verlassen, das Departement steht zu ihren Diensten.

Chateaubriand."

An dem Tage war im Ministerium ein großes Diner. Herr von Chateaubriand ließ seinen Freunden sagen, sie möchten bei ihm speisen; sie gewannen noch dabei! . . .

Die ministeriellen Schmarotzer fanden ihr Diner bereitet, was kümmerte sie der Name desjenigen, der die Honneurs bei Tische machte!

---

## Drittes Kapitel.

Neues Ministerium. — Herr von Villèle. — Der Freund und die Correspondenz. — Freimüthigkeit und Ungläubigkeit. — Herr von Chateaubriand. — Die Dunkelheit erleuchtet. — Herr von Chateaubriand Opfer des Herrn von Villèle. — Die treulose Conspiration. — Mehr Collegen. — Herr von Moustier. — Die Gesandtschaft und der erste Commis. — Der General und der Oberst. — Herr von Chateaubriand in der Straße Regard. — Lied der Gassenkehrer. — Der Graf Kaspar von Pons. — Das Lied. — Das schlechte Ministerium. — Die Besensoldaten.

Das Ministerium war wieder ein Mal geändert. Es war wahrhaftig wunderbar damals unser armes Land zu sehen! Es war von der Art, daß man nicht einen Schimmer in dem Dunkel erkennen konnte in der Gewitternacht, die Frankreich bei dem Tode seines Königs umhüllte. Denn die Tage Ludwigs XVIII. waren gezählt und das mußte man sehen. Das war das Beunruhigendste. Wie sollte man den Augenblick übersehen, der selbst in friedlicher Zeit schrecklich ist! Wir haben es gesehen! —

Man war vom Könige und von Herrn von Villèle hintergangen worden. Ich schrieb in dem Sinne an einen Freund, der mich über diese seltsame Geschichte befragte. Was soll ich Ihnen sagen, schrieb ich, es ist eine Dunkelheit, die so er=

hellt ist, daß sie Schrecken verbreitet in Allem; Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Herr von Chateaubriand das Opfer seines Vertrauens zu Herrn von Villèle ist.

Man wollte mir nicht glauben, weil der Freund, an den ich diesen Brief schrieb, Herrn von Chateaubriand nicht liebte, aber ich schrieb noch einmal und sandte die Beweise als Stütze meiner Aussage. Derjenige, der sie erhalten sollte, war gerecht; er gestand mir zu, daß Herr von Chateaubriand Recht und Ludwig XVIII. Unrecht hätte, vor Allem darin, daß er mit Herrn von Villèle umging.

„Nichts ist beklagenswerther," sagte mir dieser Freund, „als ein Minister, der listig handelt. Halten Sie sich überzeugt, daß er nichts als Böses thun wird, und entehrendes Böses für sich und für seinen Herrn, denn sie müssen gegenseitig Einer für den Andern haften, und Ihr Herr von Villèle, Ihr Herr von Peyronnet und Ihr Herr von Corbière scheinen mir darum zu spielen, wer der Gröbste, der Arglistigste (le plus finassier) und der Großsprecherischeste sein wird. Alles das ist erbarmungswürdig und wird Ihnen schlimme Früchte tragen!"

Was mein Freund nicht sagte, und was er so gut wußte, als ich, aber was er mir verbarg, aus Schaam für mich selbst, weil er meinen Patriotismus kannte, das war die traurige Rolle des Königs, der der Mitschuldige seiner Minister war. Man hat mich versichert, und der es mir sagte, wußte das bestimmt, daß Herrn von Chateaubriand's Entlassung an dem Tage untersiegelt war, wo er im Conseil gegen das Renten-Projekt aufstand; sein Fall ward denselben Tag beschlossen. — Die Verlegenheit, einen Nachfolger zu finden, war die einzige Ursache, welche die Hand des Königs vom Unterzeichnen des Befehls zurückhielt; aber er

lag vierzehn Tage ausgefertigt in der Brieftasche des Herrn von Villèle. Das ist wahr — und das ist schändlich!

Herr von Villèle wollte keine Collegen von Genie mehr haben, selbst nicht einmal von geistigem Uebergewichte, was ihn genirte; er hatte wahrscheinlich einen Instinkt, der ihm verrieth, was er bei Vergleichungen verlieren würde. Endlich entschloß er sich, sich selbst das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übergeben.

Ludwig XVIII. war im Sterben, er unterzeichnete, was man wollte; daraus wußte er Vortheil zu ziehen: er gab sich zum Amtsgehülfen den Marquis Eduard von Moustier, französischer Minister in der Schweiz, um die auswärtigen Angelegenheiten zu expediren. Er war Heuchler, der Herrn von Chateaubriand zu beerben wünschte, und viel that, um an das wahre Portefeuille zu kommen; doch erhielt er nur den Schatten desselben: er ließ sich große Ungeschicklichkeiten zu Schulden kommen, war eigensinnig und fast halsstarrig. Herr von Villèle äußerte einmal, als er grade von ihm ging:

„Der Marquis von Moustier, sehen Sie, ist wie die Obersten, die Bonaparte zu Generalen machte, weil sie nicht geschickt genug waren, Obersten zu sein. — Das ist nun einer, der Gesandter wird, weil er nicht erster Gehülfe sein kann."

Ob Herr von Villèle die Wahrheit gesagt hat, weiß ich nicht; was ich sagen kann, ist, daß Herr von Moustier in Madrid nicht beliebt war.

Als Herr von Chateaubriand in sein Haus in der Regard-Straße zurückgekehrt war, war er so ruhig wie immer, und heiterer als bei den auswärtigen Angelegenheiten; am Tage dieser unanständigen Entlassung war er von Freunden umgeben, die fanden, daß er vergnügter und vielleicht stolzer

war, als am Abend vorher, aber ohne den geringsten Haß gegen die ungezogenen Menschen, die sich wie Lakaien gegen ihn betragen hatten.

„Komm, Minette," sagte Herr von Chateaubriand zu seiner Katze, „komm, wir wollen Mäuse zusammen essen, — denn wir sind nicht mehr Minister, arme Minette!"

Und in der That konnte Herr von Chateaubriand nur verachten, und da, wo man verachtet, kann man nicht hassen. Das Journal des Debats war nicht so wie er; gleich am andern Tag, den 14. Juni noch, erklärte es, daß es sich vom Ministerium lossage, und erklärte ihm einen tödtlichen Krieg. Es hat Wort gehalten, und das Journal des Debats hat der Restauration viel Schaden zugefügt. Uebrigens hatte Herr von Villèle eben so wenig Einfluß auf „die Gazette," als Herr von Chateaubriand auf „das Journal des Debats" und wir haben seitdem, bis zum Sturz der Restauration, Streiche des Unmuths austheilen sehen, die für ein so religiöses Blatt mehr als anti-christlich waren, vorzüglich für jene Epoche.

Die Ungnade des Herrn von Chateaubriand, wie man es im Schlosse mit einer ernsthaften Miene nannte, die Lachen erregte, war ein Triumph. Wie konnte man sich nachher wundern und noch chicaniren! In dieser Art ist wahrhaftig Nichts mehr aufzufinden; da ist Alles! — Alles! und 1830 mehr als das Uebrige.

Herr von Villèle, der Herr des Schlachtfeldes blieb, wo er ganz allein geschlagen hatte, krähte, so viel er nur näseln konnte, um Alles, was nur vom Ministerium wissen wollte, zu seiner Hülfe aufzurufen. Die Menge war zwar groß, wie man voraussetzen mußte, aber doch war es Nichts! Herr von Villèle war ein rechter Klopffechter, und Herr von

Montmorency, und Herr von Chateaubriand sollten verantworten, was Herr von Villèle in den Tuilerien anordnete, seit der König kaum mehr sah und hörte. Fünf sehr deutliche Weigerungen antworteten auf das Anerbieten des Portefeuilles, und den einzigen Mann, der es angenommen haben würde, wenn man es ihm gegeben hätte, zog man nicht zu Rathe. — Albert, der meisterhaft zeichnete und malte, machte eine allerliebste Carricatur, auf der er den Marquis von M— im Fallhute und Wickelkleidchen vorstellte, wie er die Hand nach seiner Bonne ausstreckte, welche ihm immer Confituren-Brei bereitete; dabei sang er:

Ich bin ein niedlich Püppchen
Von hübschem Gesicht,
Ich liebe die Bonbons
Und Eingemachtes!
Wollte man mir davon geben,
Würde ich es wohl essen. —
Das gute Glück!
O jeh!
Das gute Glück!

Da wir jetzt bei dem heiteren Gegenstande der Gesänge stehen, will ich hier einen anführen, der wirklich köstlich ist; er ist so hübsch, wie Beranger in seiner schönsten Zeit.

## Gesang der Straßenkehrer,
dedicirt an Charlet *)
durch den Grafen Caspar von Pons.

Welch ein schlechtes Geschäft,
Die Erde zu kratzen, —
Sangen als Ringellied
Die Soldaten vom Besen.

---

*) Charlet hat wahrscheinlich nie gewußt, daß dieser Gesang ihm dedicirt wurde, und doch geschah es mit vollem Recht, denn er allein gab einem

Plötzlich fügt Einer hinzu:
Es ist schlecht, ohne Zweifel,
Doch ach, unter uns,
Freunde, — sie sind es Alle.

Muß man denn bei den Finanzen
Beweisen durch Ordonnanzen
Den beschränkten Köpfen,
Daß? drei und zwei drei machen?

Welch ein schlechtes Geschäft!
Besser, die Erde zu fegen,
Als der unbedeutende
Commis eines jüdischen Banquiers zu sein. *)

Petit-maître zum Aergerniß,
Großer Herr nach vandalischem Recht,
Muß man, kämpfend für
Die Gerechtigkeit und die Liebe,
Das arme Frankreich besudeln,
Welches in seinen Leiden lacht
Ueber die Galle, mit der
Ein ausgepfiffener Reimschmidt **) anschwoll?

---

Unbekannten dazu den Gedanken, und zwar durch seine geistreiche Carricatur, welche die damaligen Minister als Straßenkehrer bei der Arbeit vorstellte, und die Unterschrift trug: „Quel vilain ministère." (Ministerium und Geschäft.)

*) Man mußte bei Herrn von Villèle als Präsidenten des Conseils beginnen. Einem Jeden, was ihm gebührt! Das hindert nicht, daß der Erfinder der drei Procent die Ehre hatte, wie man sagt, der sehr gehorsame Diener des Hauses Rothschild und Comp. zu sein.

**) Herr von Peyronnet ist zwar jetzt unglücklich; aber wenn man auch ein selbst verdientes Unglück beklagt, ist es dennoch wahr, daß er zur Zeit seiner Macht gegen die Presse wegen der Witzeleien aufgebracht war, die sie sich über seine ehemaligen Verse, seine ehemaligen Duelle und seine ehemaligen Liebschaften erlaubte; Witzeleien, die, so übelangebracht sie auch sein mochten, doch nicht sehr boshaft waren, daß es damals keines der kleinen Journale wagte, das Obige zu drucken.

Welch ein schlechtes Geschäft!
Besser, die Erde zu fegen,
Meiner Treu, als gemacht zu haben
Seine Verse oder sein Gesetz.

Der Mann unserer heiligen Väter *)
Sammelnd seine Gevattern,
Seine Maulaffen, seine Pedelle,
Beim Cäsar von Bordeaux,
Betritt, um seinem Mitschuldigen zu helfen,
Ebenfalls die Schranken,
Den Holzstoß bereit,
Den Bischofsstab im Hinterhalt.

Welch ein schlechtes Geschäft!
Besser doch, die Erde fegen,
Als der Secundant
Eines gascogner Klopffechters zu sein.

Ein dicker Kater der Bretagne **)
Schläft bei seiner Gefährtin,
Doch er will, daß jetzt
Alles schlafen soll, wie er;

---

*) Der Bischof von Hermopolis, Minister der geistlichen Angelegenheiten, wohnte als solcher in der rue des Saints-Pères, und war auch ein wenig der Mann der Jesuiten. Er stammte, wenn nicht aus der Gascogne (oder, was ziemlich dasselbe ist, aus Guyenne), doch wenigstens eben so, wie sein College, Herr von Peyronnet, aus dem Süden, dafür stehe ich, und sein Name: Frayssinous beweist dies hinlänglich.

**) Herr Corbière war, wie man versichert, zu träge für einen Minister, aber unter andern guten Eigenschaften hatte er auch die, verschiedene Dinge zu lieben, die dessen sehr werth waren, wie z. B. die Katzen, seine Frau, sein Vaterland, die Bretagne, und vor Allem den Schlaf, den auch Johann von La Fontaine so sehr liebte, der gleich ihm ein Mann von Geist war. Diese beiden Männer glichen sich in noch einem Punkte: sie liebten nämlich die Akademie nicht sehr, aber Corbière wählte sehr unglücklich den Augenblick, wo dies gelehrte Corps sich durch einen ehrenwehrten Schritt ausgezeichnet hatte, um ihm seinen Widerwillen zu beweisen; und überdies hatte er Unrecht, die Poesie und die Künste zu verabscheuen.

Und seine entschlafene Kralle
Kratzt die Akademie,
Denn er findet als Freund,
Daß sie zu wenig geschlafen hat.

Welch ein schlechtes Geschäft!
Besser, die Erde zu fegen,
Als, während man schläft,
Noch so boshaft zu bleiben!

Der ist mit Geschäften beauftragt,
Die ihm fremd sind; *)
Der ist ein Viertel Krieger,
Und drei Viertel Almosenier, **)
Der ist Seemann ohne Schiff,
Und glaubt nicht, daß man umschlagen kann ***)
— — — — — — — —
— — — — — — — — ****)

Welch ein schlechtes Geschäft!
Doch besser, die Erde zu fegen,
Als Alles sein — und Nichts,
Wo nicht gegen das Gute.

Wir pfeifen in ihren Rollen
Diese etwas komischen Tyrannen aus;
Sie halten auf unsre Kosten,
Sehr kriechende Claqueurs.

---

*) Der Baron von Damas, Minister der auswärtigen (fremden) Angelegenheiten.

**) Herr von Clermont=Tonnerre, Kriegsminister.

***) Herr von Chabrol, Marineminister, der später mit Herrn von Polignac Finanzminister wurde, und der wenigstens so viel gesunden Verstand hatte, zu bemerken, daß das Staatsschiff durch die Schuld des Steuermannes umwerfen würde; so daß er sich bei Zeiten von den Geschäften und den Klippen zurückzog.

****) Die beiden Verse, welche ich aus Freundschaft hier unterdrücke, greifen in nichts irgend eine königliche Person an.

Sie waschen im Kothe
Ihre Schande, die uns rächt;
S . . . . . und B . . . . . *)
Sind ihre Badediener.

Welch schlechtes Geschäft!
Laßt uns stets die Erde fegen,
Sie werden aus ihren Palästen
Noch unter unsre Besen fallen.

Dieser Gesang, welcher eine allerliebste Satyre auf das Ministerium Villèle ist, und überhaupt eine der reizendsten, die ich je gehört habe, rührt von einem meiner Freunde her. — Das ist das Verderbliche bei uns!

Das so besungene Ministerium setzte nichts destoweniger seinen Weg fort, als ginge es auf gesunden Beinen. Es gewann sich Freunde, welche nach der Meinung des Herrn von Villèle seinen Gang mehr als je erleichtern mußten. Herr von Castel-Bajac war der Einzige, dessen Ernennung Niemand überraschte und betrübte. Was Herrn von Martignac betrifft, den wir später im Ministerium sehen sollten, so erweckte er da Verwunderung, wohin man ihn brachte, d. h. bei den Domainen. Für Herrn von Vaulchier paßte

*) Der erste dieser beiden Namen ist leicht zu errathen, wenn man sich erinnert, wer unter den damaligen Journalisten am beständigsten und öffentlichsten zu den Füßen der Herren Villèle und Compagnon lag. Was den zweiten betrifft, so werden selbst Die, welche in der Poesie am wenigsten gerieben sind, eingestehen, daß der reiche Reim nicht immer eine unnütze Merkwürdigkeit ist, denn hier muß er ihnen den Dienst erzeigen, sie leicht auf die Spur zu bringen, und das ist für sie ein wahrer Dienst, wenn sie nur etwas neugierig sind. Die Soldaten des Besens (und Charlet gehört dieser Ausdruck an, oder wenigstens die Idee, die er darstellen soll; denn er hat sie bei einer andern Gelegenheit als exercirende Soldaten gezeichnet) sind zu disciplinirt, um dem Leser offen einen Namen zu verrathen, so lange ihr oberster Vater das Verbot nicht zurückgenommen hat, nach welchem nur der Anfangsbuchstabe genannt werden darf.

der Posten als General-Director sehr gut, und er konnte durchaus denselben nicht in Miscredit bringen.

Herr von Vaulchier war der Neffe von zwei Bischöfen, und gehörte zur Congregation, so sehr man nur dazu gehören kann; und dann erschien am 16. August eine schöne Ordonnanz des Königs über die Wiederherstellung der Censur der Journale. — Die Censur!

Eine der großen Feinheiten des Herrn von Villèle war, den König in der Eröffnungsrede der Deputirtenkammer sagen zu lassen, daß man für das Budget der Jahre 1824 und 1825 keine Gelderhöhung fordere. Das war sehr gewandt, aber nicht wahr; denn die Jahre 1826, 1827, 1828 und so viele andere sollten für 1824 und 1825 fordern, und zwar mit Zinsen; aber der König mußte die Siebenjährigkeit, die er verkündete, durchbringen.

Bemerkenswerth ist, daß sich der König in dieser Rede eines sehr auffallenden Wortes bediente. Er sagte:

Zehn Jahre des Unglücks müssen die Franzosen gelehrt haben, die wahre Freiheit nur von den Einrichtungen zu erwarten, die ich begründete *).

Diese Aeußerung, von Ludwig XVIII. selbst, ist sehr merkwürdig.

Während der König Ministerien zusammensetzte und auflöste, theilte sich der Hof in zwei fast weibliche Factionen. Die Herzogin von Berri und die Herzogin von Angoulème standen zu oft gegen und nebeneinander, als daß der Friede zwischen ihnen herrschen konnte, sie hätten dann gleich denken müssen, und davon war die Herzogin von Berri weit entfernt. Die Herzogin von Angoulème war wie immer ein

*) Eröffnungsrede vom Jahre 1824, Januar.

heiliger Engel, und wenn sie ihre Schwägerin zu einem Benehmen bewegen wollte, welches der Form und der That nach regelmäßiger war, so hatte sie nur den Zweck des Glückes und des Ruhmes der jungen Prinzeß: Das ist eine positive Gewißheit für Alle, welche die Herzogin von Berri und die Herzogin von Angoulême kennen. Es gab Fêten bei der Herzogin von Berri; anfangs waren diese einfach, und zeigten nichts als eine Versammlung von Damen, die sich selbst und die Prinzeß amüsiren wollten. Das glich etwas der Herzogin von Burgund, ausgenommen, daß Frau von Maintenon nicht zugegen war, und daß die Herzogin von Berri die Herzogin von Burgund nicht aufwog. Diese Feste waren 1824 noch nicht das, was sie 1828 und 29 wurden. Damals war es ein wahrer Hof, und der Handel wäre wohl gediehen, wäre er stets so genährt worden.

Die Gesundheit des Königs litt nicht, sich in seiner Nähe anders, als ganz leise zu amüsiren; er sagte Nichts, aber seine Stirn umwölkte sich, sobald lautes Gelächter sein Ohr traf. Was konnte man also thun? Was man wirklich that; man lachte ganz leise.

Eines Tags hatte der König eine schwere Ohnmacht; er blieb längere Zeit ganz ohne Bewußtsein. Man rief, und alle Welt eilte herbei. Der König saß in seinem Armstuhl, die Arme herabhängend, den Kopf auf die Brust gesunken. Als die Herzogin von Angoulême ihren Oheim in diesem Zustande erblickte, warf sie sich ihm zu Füßen, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Der König kam wieder zu sich und sah dieses rührende Schauspiel; doch weit entfernt davon, gerührt zu werden, zog er die Hand voll übler Laune zurück und brummte zwischen den Zähnen einige Worte, die man nicht verstehen konnte. Er drückte sich in

den Hintergrund seines Armsessels zurück und ließ von hier aus die Augen über seine Familie schweifen, die wirklich in Verzweiflung war, während sie es nicht hätte sein sollen, denn er zeigte ihr so wenig Zärtlichkeit, daß sie sich gegen ihn auf eine Observationslinie setzen durfte. Die Worte, die er brummte, während die Herzogin von Angoulème ihm die Hand küßte, waren: Hm! — Komödie! — Sie verabscheuen mich und kommen nur, um zu sehen, ob ich todt bin.

Wie ist es möglich, nicht durch einen unglücklichen Charakter verletzt zu werden, der nur den Haß begreift und nie die Liebe! — Wahrlich, die Herzogin von Angoulème ist sehr unglücklich, stets verkannt, stets zurückgestoßen! Und man weiß, daß in dieser kräftigen Seele nur zärtliche, liebevolle Gefühle herrschen.

Der Tod trat nie zu einem Könige, der ihn mehr fürchtete, als Ludwig XVIII., obgleich dieser es nicht eingestand. Er fürchtete den Tod mehr, als ein Anderer; dies ist die Wahrheit. Er sagte täglich: „Ich fürchte den Tod nicht!" — Aber er fürchtete ihn ungeheuer, und seine Aerzte können dies bestätigen. Er beunruhigte sich auch sehr über das, was man nach seinem Tode von ihm sprechen würde, und sagte eines Tages zu dem Marschall Lauriston: „Glauben Sie, daß man meine Absicht richtig verstanden hat, die Milliarde für die Emigranten, die Siebenjährigkeit und die drei Procente zu verkünden?" Und dann schlief er ein; denn das war sein Leib.

„Es herrschen in diesem Menschen mehr böse Gedanken," sagte Albert zu mir, „als in zehn andern, die das Böse nicht thun können, aber es denken." Man urtheile!

Die Amnestie der Aufrührer von Berton machte ihm viel Ehre. Sterbend wurde er gut; er lernte leben, als er das

Leben verließ. Er ist wie die Menschen, die man erst schätzen lernt, wenn man sie verliert.

Ein Lebenszeichen, welches das Ministerium plötzlich von sich gab, überraschte die Leute, die an dessen Thätigkeit nicht glauben konnten, ganz gewaltig. Der König, der sich kränker befand, wurde nach den Tuilerien gebracht, um den Aerzten näher zu sein, wie ein armer Mensch gesagt haben würde. Die Minister erkannten nun, daß sein Ende näher sei, als sie geglaubt hatten. Herr von Villèle, der Geschmack an der Sache gefunden hatte, wollte nicht mit dem Könige Ludwig XVIII. abziehen; er vollbrachte daher eine Handlung der Kraft und Gewalt, und schien nicht einen Augenblick daran zu zweifeln, daß man seiner nach dem Tode Ludwigs XVIII. bedürfen würde.

Am 10. August brachte man den König nach dem Schlosse; er war sehr krank. Dennoch erschien eine königliche Ordonnanz vom 15. August, welche anordnete, daß die Gesetze vom 31. März 1820 und vom 26. Juli 1821 über die vorläufige Censur von diesem Tage an, dem 15. August 1824, in Kraft treten sollte. Diese Maßregel machte einen lebhaften Eindruck, doch ich muß hinzufügen, keineswegs zum Guten *); besonders als am nächsten Tage eine Ordonnanz erschien, welche die Kraft der vom vorhergehenden verdoppelte. Sie hemmte die Bildung einer Commission zur vorläufigen Prüfung der hervorgehenden Schriften und folglich der Journale. Herr von Villèle, welcher die letzten

*) Ich wohnte damals in Versailles und fuhr sehr oft mit der Gondel nach Paris. Da lernt man den moralischen Zustand eines Landes kennen; da erfährt man die Dinge ohne Schminke und die nackte Wahrheit! Ich lernte Frankreich während der 7 Jahre, die ich in Versailles zubrachte, vielleicht besser kennen, als mein ganzes übriges Leben, und das nur durch die Reisen auf dem Schiffe.

Augenblicke des Königs benutzte, ließ durch königliche Ordonnanz Herrn von Frayssinous ernennen; er ließ den Staatsrath herstellen, aufheben und wieder herstellen. Das Alles war nur äußerer Schein, wie die Worte, die man den König sagen ließ. Es war eine Aeußerung von ihm in Umlauf, und man rühmte sie so sehr, wie ein Wort Trajans; es war eine Antwort an den Doctor Alibert, der geistreich genug ist, um sie selbst gemacht zu haben. Der Doctor Alibert rieth Ludwig XVIII., sich niederzulegen und am 25. August nicht zu empfangen.

„Doctor," sagte der König, „ein König kann sterben, aber er darf nie krank sein."

Das ist eine Aeußerung à la Trajan, aber leider nur eine Wiederholung.

Ich war wegen einiger unvermeidlichen Gänge am St. Ludwigstage 1824 nach Paris gekommen, und begegnete dem Könige gerade in dem Augenblick, als er nach den Tuilerien zurückkehrte. Er erschreckte mich nicht nur durch seine durchsichtige Blässe, sondern auch durch seine Mattigkeit, denn der Kopf war ihm so schwer, daß er ihm auf die Brust herabsank. Es war eine beträchtliche Menge von Truppen zugegen, als hätte man den Parisern sagen wollen: Hütet euch! Erinnert euch an die rue St. Denis und Alles das, was euch seit mehreren Jahren begegnet ist!

Hat diese Lehre Früchte getragen? Diese Spazierfahrt vom 25. August machte eine sehr schlechte Wirkung. Das Volk sagte: Weshalb thut man so dem Könige Gewalt an; wenn er sehr krank ist, muß man es sagen und wir werden dann für ihn beten.

Und in der That fürchtete man sich, als man die Truppen

so viel Vorsichtsmaßregeln gegen eine Gefahr treffen sah, die sich erhebt, sobald man sie ruft.

Am 28. August fuhr der König in einem verschlossenen Wagen nach Choisy; er litt sehr. Zwei Tage später präsidirte er im Conseil, sprach und arbeitete mit den Ministern, wie die Zeitungen sagten. So gelangte er zum 12. September, und am 13ten lasen wir in dem Moniteur, welcher vorzugsweise die wichtigen Neuigkeiten verkündet, die man schon seit einem Monat weiß, daß der König seines Namens der Achtzehnte auf dem Punkte stehe, die Krone aufzugeben, um eine höhere zu erlangen, wenn er sie verdiene. Sogleich wurden die Theater und die Börse geschlossen und der Minister des Cultus gebot dem Klerus von Frankreich, für seinen König zu beten.

Es ist ein feierlicher Augenblick, wenn die Sterbeglocke für einen Monarchen ertönt; nicht daß er ein wichtigerer Mensch wäre, als ein Anderer, aber das Geschick so vieler hängt von ihm ab! Seine Verantwortlichkeit ist so groß! Was wird Gott sagen, wenn dieser Rechenschaft von seiner schönen Sendung verlangt; denn es giebt keine heiligere, keine bewundernswürdigere, als die, welche ein Wesen mit dem Glücke eines Andern beauftragt! — Wenn man an die Verantwortlichkeit denkt, die für den Menschen zittern macht, der morgen für Andere Rechenschaft geben soll, fragt man sich selbst und sagt sich beinahe voll Glück: Mir hat er nichts Böses gethan.

Das Ende Ludwigs XVIII. ist sehr verschieden erzählt worden; besonders über einen Punkt ist man keineswegs einig, obgleich die Journale jener Zeit ihn als sehr positiv geschildert haben; das ist die Beichte Ludwigs XVIII. Es ist sehr zweifelhaft, ob er gebeichtet hat. Man hat die

Details dieser Ceremonie erzählt, wie man wollte. Man kann sich in dieser Beziehung an das erinnern, was ich über die Geburt des Herzogs von Bordeaux sagte. Man wollte das Protokoll über die Niederkunft der Herzogin von Berri vom Marschall Suchet unterzeichnen lassen, aber er verweigerte es.

Ich weiß wohl, daß der Großalmosenier und der Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois zu Fuß mit den heiligen Dingen über den Hof der Tuilerien gegangen sind, um dem Könige das Viaticum zu geben. Es fand eine sehr feierliche Ceremonie Statt, aber nur eine Ceremonie, bei welcher der Gesandte von Neapel als Familie und die königliche Familie zugegen war. Der König lebte, obgleich stets matter werdend, und mit jeder Stunde entfloh das Leben mehr. Er ließ sich den Herzog von Bordeaux und Mademoiselle bringen, segnete beide, und sagte zu dem Herzoge von Bordeaux die Worte, die ich jetzt wiederhole, weil sie merkwürdig sind:

„Armes Kind, welchen Zweck hat Gott dir vorbehalten? Du würdest ihm erliegen, wenn er dir nicht die nöthige Kraft zu seiner Erfüllung gäbe. Du wirst es sein, der mein Werk vollendet und Frankreich rettet."

Diese Worte waren, wie Alles, was Ludwig XVIII. sagte, auf die Wirkung berechnet, aber jetzt sind sie merkwürdig, da das Kind, zu dem sie gesprochen wurden, in die Verbannung zurückgekehrt ist. Die Dinge zum Prunke waren Ludwig XVIII. nothwendig; er suchte sie bis zu dem Augenblicke auf, wo die Kraft ihm gebrach. So litt er an den Tagen, an denen er seine gewöhnliche Spazierfahrt nicht machte, am 24sten und 25sten, ungeheuere Schmerzen, weil er am 27sten nicht im offenen Wagen nach Choisy und am 28sten nach St. Cloud fahren konnte. Er wollte selbst, wie

mir noch gestern ein Stallmeister der Herzogin von Angoulême sagte, am 29sten ausfahren, aber er fühlte sich so krank, daß die schon angespannten Wagen wieder abbestellt wurden; und die Zeitungen erzählten, der König hätte nicht ausfahren können, weil er im Conseil präsidirte; das war nicht wahr, aber Herr von Villèle liebte diese kleinen Lügen.

Am 12. September, von dem ich sprach, als von dem ersten Tage, an welchem man den König in Gefahr erklärte, erließ man ein Bülletin, unterzeichnet von Portal, Alibert, Montaigu, Distel, Dupuytren und Herrn von Damas, ersten Kammerherrn des Königs. Am Abend war das Bülletin fürchterlich; es enthielt nur wenige Worte, aber diese sagten Alles. Im Folge der Bekanntmachung dieses Bülletins ließ man das Viatikum holen. Man bemerkte, daß der Herzog von Bourbon nicht bei der Ceremonie zugegen sei; seine Abwesenheit war auffallend. Herr von Croi war erst vor kurzer Zeit zum Großalmosenier ernannt worden. Er wollte seine Function antreten, indem er zu dem Könige sprach und so eine Rede hielt, welche auf die Nachwelt kommen mußte; aber war es nun Furcht, war es Rührung, genug, er verwirrte sich so sehr, daß der König, dessen Ohr an schöne Worte gewöhnt war, ihm ein Zeichen gab, zu schweigen. Das ist charakteristisch.

Am 14. September begann man die Sterbegebete. Der König antwortete, wie man gesagt hat, den Priestern; in der That aber sprach er nichts. Seine Stimme war erloschen und sein Wille nicht bei der Sache. Die Gebete begannen am 15ten aufs Neue; der Todeskampf war fürchterlich, und begleitet von einer um so entsetzlicheren Schwäche, da sie dem Tode glich! Und dann trat stündlich die Wiederbelebung ein! Es war gräßlich! Endlich erkalteten die

Extremitäten. Am 15ten gegen 10 Uhr Abends war eine fürchterliche, neue Krisis beinahe die letzte. Als sie vorüber war, begann der wirkliche Todeskampf und war schmerzhaft und lang. Der Beichtvater des Königs beugte sich über dessen Bett und ermahnte ihn mit leiser Stimme, aber der König antwortete nie durch irgend ein Zeichen auf die Worte der Religion, endlich trat das Todesröcheln ein und währte nicht lange. Sobald das Schweigen im Zimmer herrschte, hob Herr Portal, erster Leibarzt des Königs, die Decke auf, nahm den Arm, befühlte den Puls und sagte mit seiner rauhen heisern Stimme zu den Umstehenden: Meine Herren, der König ist todt.

Man hat 1814 und 1815 von Ludwig XVIII. viel, wie von dem größten Herrscher gesprochen, den Frankreich je hatte; aber er war ungleich größer, als er sich 1789 mit Festigkeit, wenn auch ohne Erfolg, der Rückberufung der Parlamente widersetzte, und eine Denkschrift entwarf, die er an seinen Bruder richtete, um ihn zu bitten, Achtung für die Sache ihres Ahnherrn zu hegen. Und in der That hatte Ludwig XVIII., über den man so viel schwatzte, einen richtigeren Blick, als alle seine Nachfolger.

Der Graf von Provence fürchtete auch die Vergeudungen der Familie Polignac und zeigte sie seinem Bruder, dem Könige, an. Er widersetzte sich vielen Empfehlungen, und sagte die folgenden Unglücksfälle voraus. Was sein Benehmen im Exil betrifft, bin ich nicht der Meinung derer, die ihn bewundern. Er that nichts Böses, doch auch nichts Gutes, er nährte die Kriege in Calvados und in der Vendee, eine Sache, über die ich nie mit denen einig werde, die sie billigen. Es ist sehr schön, doch nur für die Individuen, die

daran Theil nahmen und sich persönlichen Ruhm erwarben. Doch alle diese Verschwörungen, welche auf dem Boden Frankreichs gespielt wurden, diese Unruhen des Calvados, der Vendée, des Südens scheinen mir erbärmlich, und ich habe keine Bewunderung für dergleichen Dinge. Später hat Ludwig XVIII. sich nur zu sehr an die Vergangenheit erinnert, doch Schmeichler wagten zu sagen, daß er Alles vergessen habe! Doch die Verbannung der Herren Arnaud, Bassano, Thibaudeau, Fouché, eine Menge Namen der Revolution und selbst der Königsmörder, ist denn dies Alles Vergessenheit? Nein, ohne Zweifel. Die Charte, ein großes und schönes Zugeständniß, dem Bedürfniß des Königs zur Rückkehr nach Paris gemacht, ist ein bewundernswerthes Werk. Die Charte war ein synallagmatischer Vertrag, welcher die Generationen unter einander und das Volk mit dem Herrscher verband. Die Charte war schön, sehr schön, aber eben, weil sie so schön war, mußte man sie nicht antasten, sondern sie so befolgen, wie sie entworfen war.

# Viertes Kapitel.

Untersuchung des Todes. — Constatirung der Leiche. — Herr von Talleyrand. — Herr von Damas. — Der Herzog von Uzès. — Der Herzog von Doudauville. — Der Herzog von Conégliano (Marschall Moncey). — Der Marquis von Dreux-Brézé. — Der Herzog von Aumont. — Ausschmückung des Schlosses. — Der Tag des Achtzehnten. — Ankunft des Königs Karls X. in Paris, um dem Leichnam des Königs das Weihwasser zu geben. — Er wird vom Herzoge von Orleans am Fuße der Treppe der Tuilerien empfangen. — Die ganze Familie Orleans empfängt so der Etiquette nach die königliche Familie. — Streit des Erzbischofs mit dem Herzoge von Croi. — Der Erzbischof hat Recht. — Der Herzog von Croi war starrköpfig. — Der Sultan von Visapour. — Der 23. September. — Der Leichenzug. — Der Leichenwagen. — Seine Bestimmung. — Der Marschall Lannes. — Ludwig XVIII. und der Marschall Mortier. — Der Bischof von Senez und seine schönen Worte. — Das Schweigen der Völker ist die Lehre der Könige. — Das Begräbniß. — Nähere Details der Feierlichkeit. — Der Leichnam eines Königs und die Damen der Halle. — Herr von Talleyrand und das Panier Frankreichs. — Das Grab. — Der Vicomte von St. Priest. — Marquis von Vernon. — Herzog von Ragusa. — Herzog von Mortemart. — Vicomte Domon. — Chevalier von Rivière. — Herzog von Mouchy. — Herzog von Grammont. — Herzog von Luxembourg. — Herzog von Avray. — Reden des Bischofs von Hermopolis. — Napoleon, seine Schwestern und seine Brüder. — Thronbesteigung Karls X. — Neuerdings sein Portrait. — Alte Erinnerungen der Emigration. — Die jungen Frauen von 1789 und die alten Frauen von 1824. — Der weibliche Phalanx. — Der Abbé Delille und die Gärten. — Das Ge-

dicht: „das Mitleid.“ — Der Maskenball und die Herzogin von Bourbon. — Erinnerungen an das Lager von St. Ruche. — Der Prinz im Jahre neunundachtzig. — Ein Blick rückwärts. — Herr von Calonne. — Der erste Consul. — Herr von Lafayette. — Emigration. — Gensonné. — Der Marquis von Autichamp. — Quos ego!.... — Herr von Lazareff. — Reclamation. — Der Lieferant. — Die Diamanten. — Robscha. — Die Ahnen. — Ich habe Ahnen und mache Bücher. — Eisenfaust und Sammthandschuh. — Der Geist des Widerspruchs.

Die Könige sterben nicht sogleich; ihre Existenz wird durch Alles das verlängert, was mit der Etiquette zusammenhängt; eben so wie eine Form darüber besteht, wie sie ihre Nachtmütze aufsetzen, eben so weiß man auch, wie sie in ihren Sarg gelegt werden; das ist eine Eroberung in dem Tode, auf die man in der That nicht stolz sein darf.

Die erste Handlung, wenn der letzte Seufzer ausgehaucht ist, besteht darin, den Leichnam zu constatiren. Zu diesem Zwecke begaben sich der Großkanzler von Frankreich, der Großreferendar des Pairshofes, Herr Caïl und der Secretair und Archivar der Kammer und der Greffier des königlichen Civilhaushaltes nach dem Schlosse, um das Absterben und die Identität des Körpers zu verificiren. Der Großkanzler von Frankreich war Herr von Talleyrand, und der erste diensthuende Kammerherr damals der Herzog von Damas. Die Zeugen des Actes waren die Herren Herzöge von Uzés, Conégliano und Doudeauville und der Marquis von Dreux-Brézé.

Man stellte hierauf den Leichnam aus und das Volk defilirte. Nach der Besichtigung des Leichnams, welche zeigte, in welchen Zustand er übergegangen war, legte Herr von Talleyrand, den man stets und überall wieder findet, das Leichentuch mit dem Herzoge von Aumont, einem der vier

Kammerherrn. Die Vorhalle vom Glockenpavillon, das Vestibül, die Treppe und der Marschallssaal waren mit schwarzem Sammt bedeckt, und darauf hingen Schilder mit den Wappen von Frankreich und Navarra.

Während des ganzen achtzehnten erhielt man auf Einlaßkarten Zutritt, die Leiche mit Wasser besprengen zu können. Am 19ten kam der König und die ganze königliche Familie von Saint-Cloud herüber, um Ludwig XVIII. die letzten Pflichten zu erweisen. Carl X. wurde am Fuße der Treppe von dem Herzoge von Orleans, dem Herzoge von Bourbon, der Herzogin und der Prinzeß von Orleans empfangen; der König trug einen einfachen blauen Rock mit falschen silbernen Epaulettes und die Sterne des Ordens der Ehrenlegion und des heiligen Geistes.

Während fünf Tagen kamen mehr als 200,000 Menschen, das Weihwasser zu sprengen. —

Es ist hier der Ort, von dem berüchtigten Streite zwischen dem Hofmarschalle und dem Großalmosenier zu sprechen. Der Erzbischof hatte Recht, und der Prinz von Croi that und sagte bei dieser Gelegenheit nur Unpassendes; ich bin in Verzweiflung, dies sagen zu müssen. Ich bin die Freundin des Herrn von Quélen, aber ich bin unparteiisch und lasse Jedem Gerechtigkeit widerfahren.

Herr von Croi wollte die Ceremonie bis nach Saint-Denis geleiten und ihr in den Tuilerien präsidiren; das Alles war in der Ordnung, und Herr von Quélen gewährte es ihm; aber er sagte ihm mit eben so viel Recht, wenn der Großalmosenier die ganze Autorität in den königlichen Schlössern und selbst in Saint-Denis ausübe, so sei dagegen Herr von Quélen in seiner Diöcese und habe das Recht, sich von dem Großalmosenier um die Erlaubniß ansprechen

zu lassen, Paris unter Vortragung des bischöflichen Kreuzes zu durchziehen.

Herr von Quélen hatte also Recht, und verständigte sich deshalb nicht mit dem Prinzen von Croi, der nicht nachgeben wollte, obgleich er Unrecht hatte. In Folge dieser Streitigkeiten wohnte der Erzbischof von Paris dem Zuge nicht bei, und gab kein Weihwasser; das war ohne Zweifel eine große Unschicklichkeit, aber an wem lag die Schuld? Man zürnte ihm deshalb und wollte ihm dies bemerklich machen. Der Großalmosenier erschien auch nicht als Großalmosenier bei dem Zuge. Nur vier Capläne, die sich in einem Wagen verbargen, schienen blos da zu sein, um zu bestätigen, daß Sr. Allerchristlichste Majestät gestorben wären und nicht der Sultan von Visapour.

Und der Großalmosenier erschien zwar bei dem Zuge, doch nur mit dem Auftrage, das Herz des Königs zu tragen, und um dies zu beweisen, war er in der Cardinalskleidung ohne allen pontificalischen Schmuck.

Am 23. September wurde der Körper von den Tuilerien nach Saint-Denis gebracht. Der Leichenzug war sehr schön; der Leichenwagen war prachtvoll und von eleganter Form, was mit dem Leichnam des alten Königs, den er umschloß, auffallend contrastirte; indem man diese Bemerkung machte, wußte man wahrscheinlich nicht, daß der Katafalk für den Marschall Lannes angefertigt worden war. Er diente für Ludwig XVIII. und jetzt wieder für den alten Marschall Mortier. Den Leichnam empfing Herr von Grandchamp, Dechant des Capitels von Saint-Denis. Während des Weges herrschte tiefes Schweigen unter der Menge, die an der Straße stand. Dieses Schweigen erinnert mich an die Aeußerung des Bischofs von Senez bei dem Tode Ludwigs XV.

„Ohne Zweifel," sagte Herr von Senez, „hat das Volk nicht das Recht, zu sprechen, wohl aber das, zu schweigen, und sein Schweigen ist die Lehre der Könige."

Ein schönes und großes Wort!

Die Ceremonie des Leichenbegängnisses war vorzüglich durch den dabei entfalteten Luxus merkwürdig. Wenn man damit vergleicht, was zur Zeit der so viel gerühmten Pracht Ludwigs XIV. geschah, ist man noch mehr verwundert, aber zugleich auch mehr betrübt; denn wir waren nicht wohl im Stande, eine so außerordentliche Ausgabe zu bestreiten.

Schwarze Draperien, mit goldenen Lilien besäet, verbargen das Portal, und die Seitengebäude verschwanden gleichfalls unter schwarzen Draperien, aber mit silbernen Linien besäet. Die innern Säulen und die ganze schöne Architektur, welche an und für sich schöner ist, als alle vergoldeten Behänge der Welt, waren demnach unter einer Draperie von ionischer Ordnung mit goldenen Verzierungen verborgen. Schöne Engelsfiguren, welche Candelaber bildeten, waren der schönste Theil dieser lächerlichen und fabelhaft verschwenderischen Verwandlung. Ueberall sah man Draperien mit Gold geschmückt, mit silbernen oder goldenen Fransen besetzt; überall sah man Schilder von Gold, Silber oder Seide. Acht und vierzig Lampenträger mit drei Reihen hingen von der Decke herab, welche selbst mit zahlreichen Lichtern, wie die des Katafalks, beleuchtet wurde; man behauptet, dieser allein hätte über 6000 gezählt. Dieser Katafalk stand in der Mitte des Schiffes; er war von korinthischer Ordnung, mit Vergoldung bedeckt und nach dem Modell derer für Ludwig XIII. und Franz I. gemacht. Er war sehr schön auf den ersten Anblick, konnte aber vielleicht die Prüfung

der einzelnen Theile nicht ertragen. Eine etwas schwerfällige Decke diente als Stütze einer Bildsäule der Religion, umgeben von acht anbetenden Engeln; darunter stand der goldene Sarkophag, nur zum Theil mit dem Sterbetuche bedeckt; zwölf goldene Lampenträger hingen von der Wölbung herab und vier und zwanzig Kandelaber von Lapislazuli und Gold standen auf den Treppenstufen.

Neben dieser Masse von Licht, die sich in tausendfältigen Strahlen brach, brannten ununterbrochene Feuer, und neben dem höchsten Luxus, den die Reichthümer der Erde der Macht verleihen können, selbst wenn diese schon eine Beute der Würmer ist, sah man einen Leichnam, der, wenn auch mit Kränzen, Scepter und Schmuck bedeckt, doch nur ein Leichnam blieb; — und dicht daneben war, nach altem Gebrauch, eine Bank für die Damen der Halle, die Kohlen- und Lastträger.

Herr von Talleyrand spielte seine Rolle an diesem Tage, wie immer, nur machte man eine auffallende Bemerkung: er trug das Banner von Frankreich! Er, der seit 1789 so manches Banner getragen hatte, so manchem gefolgt war! In der That aber trug er das liliengeschmückte Banner, welches er schon auf dem Champ-de-Mars getragen hatte, zur Gruft; diesmal war es aber, wie bei den Klängen des de profundis zu sagen: Es ist aus!

Der Vicomte von Saint-Priest trug etwas Andres: das alte Banner, welches die Königsfahne heißt, unter dem sonst der Militärhofstaat der Könige von Frankreich ausrückte. Der Marquis von Vernon, Pagenhofmeister und Oberstallmeister des Königs, trug den Helm; der Chevalier von Rivière, Reisestallmeister, die Rüstung; der Vicomte Domon den Schild; der Vicomte von Peyrelourgue die

Handschuhe und der Marquis von Fresne die Sporen. Dann kamen der Herzog von Mortemart, der Herzog von Louxembourg, der Herzog von Mouchy, der Herzog von Grammont, die Herzöge von Havré und Ragusa, diensthuender Generalmajor der königlichen Garde; die andern waren die vier Capitäne der Garde du Corps und der Herzog von Mortemart, die Garde du Corps zu Fuß commandirend. Dann kamen der Kanzler und ihm voran schreitend der Marquis von Dreux-Brézé; der Waffenkönig und Herr Ravez, Präsident der Kammer von 1824; Herr Deséze und der Marschall Moncey, der von dem Könige als der älteste Marschall von Frankreich dazu bestimmt worden war, einen der vier Zipfel des Leichentuches zu tragen.

Der Waffenkönig nahte sich der Gruft; nachdem er seine Rüstung, sein Barret und seinen Heroldsstab abgelegt und in die Gruft geworfen hatte, trat er drei Schritte zurück und rief:

„Waffenherolde von Frankreich, thut Eure Pflicht!" —

Die Waffenherolde folgten hierauf dem Beispiele ihres Oberhaupts, worauf der Waffenkönig die Militairhäupter auf die folgende Weise anrief:

„Herzog von Louxembourg, bringen Sie die Fahne der Compagnie, die Sie commandiren!" —

So rief er auch die drei andern Gardecapitaine auf. Als die Reihe an die Garde kam, sagte er:

„Herr Herzog von Ragusa, bringen Sie die Fahne der Garde!" *) Alles wurde gebracht und in die Gruft gesenkt, und zwar noch ehe die königlichen Gegenstände hinunterge-

*) Man behauptet, der Waffenkönig habe gesagt: Bringen Sie die Fahne *dieser* Garde." — Doch ich glaube das nicht, denn der Herzog von Ragusa würde es nicht geduldet haben.

worfen wurden. Das königliche Schwert, welches der Herzog von Polignac, als Oberstallmeister trug, so wie der Stab des Großmeisters, den der Herzog von Uzès hielt, wurden nicht hinabgeworfen; sie hielten nur das Ende davon an das Ende der Gruft, und der Herzog von Uzès sagte dabei mit lauter Stimme:

„Der König ist todt!“ —

Und der Waffenkönig wiederholte dreimal mit langsamer und kräftiger Stimme:

„Der König ist todt!“ —

Das dritte Mal fügte er hinzu:

„Beten wir bei Gott für die Ruhe seiner Seele!“

Sogleich verdoppelte sich die Stille in der ungeheuern Kirche. Alle Anwesenden knieten nieder, und Gebete erhoben sich zum Himmel für den König, wie sie sich vor demselben Altare für einen Bauer erhoben haben würden, denn im Grabe werden Alle gleich.

Indem der Herzog von Uèzs den Stab des Großmeisters zurückzog, rief er mit donnernder Stimme, welche, die Wahrheit zu sagen, mehr heiter als traurig klang, denn Ludwig XVIII. war bei den alten Adel nicht beliebt:

„Es lebe der König!“

Der Waffenkönig wiederholte dreimal den Ruf und fügte nach dem dritten Male hinzu:

„Es lebe der König Carl, der Zehnte seines Namens, König von Frankreich und Navarra, der Allerchristlichste, Allergnädigste, Allermächtigste, unser sehr geehrter Herr ꝛc. ꝛc.“

Man bemerkte mit großer Zufriedenheit, daß in dieser Formel das: „Von Gottes Gnaden“ ausgelassen worden war, so wie Alles, was Ohren verletzen konnte, die man schonen mußte.

Ein Waffenherold wiederholte denselben Ruf, indem er sich nach dem Schiffe der Kirche wendete; sogleich antworteten alle Anwesenden mit heiterer Stimme, obgleich der Anstand dies nicht erlaubte; aber man legte sich keinen Zwang auf, und die altersgrauen Wände von Saint-Denis sahen einen neuen Beweis der Wahrheit, daß Jeder, der auf der Bahre liegt, wohl thut, darauf zu bleiben, denn wäre es anders, so machte er den Ueberlebenden viel zu schaffen.

Bemerkenswerth ist die Rede des Bischofs von Hermopolis. Sie war um so auffallender, da bisher nichts in seinem Benehmen den eifrigen Bourbonisten verläugnet hatte. Vielleicht wollte er nur die sich bietende Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Er wollte den Namen und das Bild Napoleons zurückrufen, um zu zeigen, wie der König, den sein Muth und seine Gewandtheit während einer funfzehnjährigen Verbannung nicht verlassen hatten, auf dem angebornen Boden, in der Mitte der Seinigen starb, während der Usurpator auf eine ferne öde Küste verwiesen, dort sein einsames Grab fand. Nur dieser Beweggrund konnte ihn sagen lassen: „Ich allein gebe den Tod und das Leben (Gott!), und Niemand kann sich meiner Macht entziehen. — Es gab einen Menschen, der, aus den gewöhnlichen Reihen der Gesellschaft entsprungen, zu sich sagte: Auch ich will einen Thron besteigen; auch ich will mir eine Krone aufsetzen! — Und dieser Mensch bestieg einen Thron und setzte sich eine Krone auf! Dann sagte dieser Mensch:

„Ich will, daß meine Schwestern Königinnen und meine Brüder Könige sein sollen!" — Und seine Schwestern wurden Königinnen und seine Brüder Könige!

„Doch was sind sie jetzt? Nichts als Staub, denn ich hauchte nur auf ihre vergängliche Macht, und sie ist ver-

schwunden. Ich hatte sie nur gestattet, um den Menschen eine große Lehre zu geben, welche glauben, ohne mich mächtig sein zu können.“ So wenigstens ist der Sinn dessen, was der Prälat sagte. Wollte er, indem er von den Schwestern und Brüdern des Königs sprach, die in diesem Augenblicke kaum ein ruhiges Asyl in Europa fanden, darthun, von wie geringer Dauer jedes Glück ohne Beistand des Höchsten sei?

Der Bischof von Hermopolis hielt während des Kaiserthums in Saint-Sulpice schöne Predigten. Der Kaiser erlaubte sie, und hatte Recht, denn ein Volk ohne Religion ist ein zügelloses, wildes Thier und nicht zu bändigen, wenn es etwas will. So lange es seine Nahrung hat, bleibt es friedlich; mangelt aber diese, so kann keine Kette es zurückhalten. Ein heiliges Wort, das Gewissen aufrufend, genügt oft einem einzigen Menschen, zehn tausend zurückzuhalten!

Es ist auffallend, daß die Lehren des Beispiels und der Erfahrung nicht genügen, doch das ist einer jener alten Irrthümer, die stets zurückkehren und stets zurückkehren werden.

Der Cardinal von Croi hielt das Todtenamt.

So starb Ludwig XVIII.; so wurde er in Saint-Denis begraben.

Jetzt beginnt eine neue Regierung, und wenn wir die Fehler unter der vorhergehenden bezeichneten, so werden wir jetzt noch weit größere zu rügen haben. Alles ist Irrthum, wo in den Augen derer, die das Staatsschiff lenken, Alles vollkommen ist. Man kann daraus sogleich ein so furchtbar ernstes Ende des Drama's voraussehen, als das, welches um uns und für uns gespielt wurde.

Eine sonderbare Macht, die sich in Masse für Carl X. erhoben hatte, war die der alten Frauen, zu denen man auch

noch die hinzufügen muß, welche es nicht sein wollten. Alle erinnerten sich daran, daß der Graf d'Artois der scharmanteste Prinz gewesen war. Es war die ausgesuchteste Eleganz von 1784 und 1778; es gab in jener Zeit keinen einzigen Salon, der nicht von dem Lobe des Grafen d'Artois wiedertönte, den man hartnäckig nicht Monsieur, noch weniger Carl X. nannte. Es war stets der Graf d'Artois, der nach Gibraltar ging und von dort zurückkehrte. In den Salons, wo die Frauen noch zu jung waren, um nach eigener Kenntniß zu sprechen, gab es Großmütter, Mütter oder Freunde, die einflußreich genug waren, zu bewirken, daß der Name Ludwigs XIV. eben so wenig ausgesprochen wurde, als der Marats. Ich selbst habe dies gesehen und gehört.

Die Phalanx, die vor vierzig Jahren ganz anmuthig sein mochte, wurde jetzt kreischend und unangenehm, weil sie die Leute von gesundem Verstande zur Ruhe weisen wollte, die von dem Könige von Frankreich verlangten, er sollte wenigstens das Land kennen. Ich selbst war in der Bewunderung des Grafen d'Artois und seiner schönen Eigenschaften auferzogen. Als ich mich ihm näherte, sind eben diese Eigenschaften mir aufgefallen, und ich blieb ihm treu, wie einem Prinzen, der von Herzen eben so gut, als wie früher durch die Eleganz seines Herzens angenehm war, einer Eleganz, die man übrigens noch in seinem vorgerückten Alter wieder erkannte.

Der Graf d'Artois stand übrigens vor der Revolution bei Hofe anders, als die Bosheit, die Alles verschwärzen möchte, glauben zu machen sucht. Der Graf d'Artois war ein geistreicher Prinz, und wenn er auch kein ausgezeichnetes Talent besaß, so war er doch auch nicht blos ein Mensch des Vergnügens und der Intrigue. Der Abbé Delille, den

er beschützte, hat ihn in seinen Werken mehrmals erwähnt, namentlich in seinen Jardins und in seinem vierten Gesange Pitié. Er beschäftigte sich mit den Preisen für gelehrte Gesellschaften, und auf der Reise, die er 1777 nach dem südlichen Frankreich unternahm, gab er nicht nur von seinem eleganten Wesen Beweise, sondern auch von seinem Geiste und seinem französischen und königlich französischen Charakter. Für einen solchen Menschen aber hätte Frankreich glücklich und frei sein müssen, und nicht durch tägliche Stürme und Erschütterungen bedroht werden. Er hatte nicht genug moralische Kraft, um eine solche Last zu tragen.

Im Jahre 1778 fand das Abenteuer auf dem Maskenballe Statt, wo der Graf d'Artois die Herzogin von Bourbon beleidigte, und wo der Herzog von Bourbon seine Frau rächte, obgleich er sie nicht mehr liebte. Die beiden von Herzen ausgesöhnten Prinzen gingen als Freiwillige nach dem Lager von Saint-Roch vor Gibraltar. Sie zeichneten sich durch Tapferkeit aus, und der Graf d'Artois bewies, was in dieser Beziehung ein französischer Prinz konnte. Der Herzog von Crillon-Mahon, ein Franzose von Geburt, doch in Spanien ansäßig, begleitete die Prinzen auf der gefahrvollen Recognoscirung, welche die Prinzen gegen die äußersten Befestigungswerke vornahmen. Der Herzog von Crillon erschrak über die Verwegenheit des Prinzen und wollte ihn zurückhalten.

„Ei Herr Herzog," sagte der Graf d'Artois, „ich hätte eben so gut in Paris bleiben können, wenn ich mein Zelt nicht verlassen sollte. Muß ich nicht die Tapfern durch mein Beispiel ermuthigen?"

Man kennt das Loos der unglücklichen schwimmenden Batterien des Herrn d'Arçon; nach ihrem Mislingen kehrte

der Graf d'Artois nach Versailles zurück, wo der König ihm zum Lohne seiner Tapferkeit das Ludwigskreuz verlieh. Ich begreife wohl, daß wir über dergleichen Dinge lachen, nachdem wir 25 Jahre all die Wunderthaten unserer Armee gesehen haben.

Gleich bei dem Beginn der Revolution sprach der Graf d'Artois sich sehr stark gegen die Neuerer aus; er erklärte, daß er nie irgend Etwas genehmigen würde, was die königlichen Vorrechte antastete. Er blieb stets bei dieser Gesinnung, und war ein rechtschaffener Mann, wenn auch nicht ein kluger Prinz.

Sein Comité in der Versammlung der Notabeln war der erste Beweis, den er von der Meinung gab, die er in der Folge haben würde. Man gab ihm den Beinamen, „Comité der Franken."

„Ich werde zu dem Könige meinem Bruder mit dem Gefühl der Geradheit sprechen, die in mir liegt," sagte der Prinz in seiner Eröffnungsrede. „Ich werde mit ihm als Bruder und als Unterthan sprechen. Ich kenne Ihren Eifer und Ihren Patriotismus, vereinigen Sie diesen zum Wohle des Königs, und Alles geht gut."

Die Rede war ganz in diesem Sinne, aber der Comité antwortete nicht auf diesen Ruf seines Präsidenten, weil dieser einen Mann stützen wollte, der auf mehrere Weise nicht zu halten war. Dieser Mensch war Herr von Calonne. Der Graf d'Artois sah in ihm nur einen Weltmann, angenehm im Umgange. Aber dieser Mann war unfähig, die Zügel des Staates in einem Augenblicke zu führen, wo derselbe sich nach allen Seiten zu neigte.

1801 kehrte Herr von Calonne, damals 36 Jahre alt, nach Frankreich zurück. Der erste Consul, der neugierig war,

einen Menschen kennen zu lernen, dessen Name so lange wiedertönte, ließ Herrn von Calonne sagen, daß er ihn zu sehen wünschte. Dieser war entzückt über ein Zuvorkommen, in dem er den Wunsch sah, der Regierung gewonnen zu werden, ging nach den Tuilerien und sprach zwei Stunden lang so viel, daß der erste Consul ganz betäubt wurde. Herr von Calonne entfernte sich, hoch erfreut über den Eindruck, den er gemacht hatte, und erzählte, daß er den Corsen niedergedonnert hätte. — Er machte diese Aeußerung noch an demselben Tage bei der Frau von Bouillé. Der erste Consul äußerte ebenfalls an demselben Tage:

„Heute ist mir eine Frage gelöst, deren Beantwortung mir bisher sehr schwierig schien. Ich wollte nämlich wissen, wie es möglich gewesen, daß Frankreich so schnell zu Grunde ging, aber mit Männern, wie Herr von Calonne, bedarf das Ministerium nur einen Tag, um das Verderben eines schon leidenden Staates zu vollenden.“

In dem Memorial von St. Helena spricht der Kaiser noch in demselben Sinne.

Die Sitzungen in dem Büreau des Grafen d'Artois waren sehr stürmisch. Der Mann, der der ganzen Familie der Bourbons, selbst der jüngeren Zweige, so viel Böses gethan hat, Herr von Lafayette, war mit in diesem Büreau. Man exilirte das Parlament. Der Graf d'Artois bot seinem Bruder seinen Beistand an, um die Edicte des Stempels und der Steuer registriren zu lassen. In dem Augenblicke, wo er vor den Schranken der Conferenz erschien, murrte das versammelte Volk sehr laut und die Wachen trafen Anstalt zur Vertheidigung. Als er die Oberrechnungskammer verließ, wurde er mit neuem Geschrei begrüßt und fand zum Glück auf dem Pont-Neuf Truppen vor, die

seine Entfernung sicherten. Da richteten die Prinzen von Geblüt eine Denkschrift an den König, um ihn auf die Gefahren der Revolution aufmerksam zu machen, die sich durch solche Ansprüche des dritten Standes verkündete. Bei der Zusammenberufung der Generalstände lehnte der Prinz die Stelle als Deputirter von Tartas ab, und ich glaubte, daß er Unrecht daran that. Der Adelstand gab ihm sein Bedauern darüber zu erkennen. Uebrigens behauptete man, er habe auf Befehl Ludwigs XVI. gehandelt.

Als der Graf d'Artois die Ereignisse von 14. Juli erfuhr, erkannte er, daß die Monarchie einen tödtlichen Streich empfangen hatte. Er war in Versailles, und begleitete selbst den König in die Versammlung, aber die Veränderung seiner Züge bestätigte dem dritten Stande und dem liberalen Adel die Wahrheit der Lügen, die man verbreitet, und die Wahrheiten, die man vergiftet hatte, das heißt, Alle schlossen aus den fast krampfhaften Zuckungen, die seine Züge entstellten, daß man die Wahrheit gesprochen; denn man behauptete, der Graf d'Artois wolle Paris niederbrennen. Eine alberne Aeußerung, an die er nie gedacht hat, er äußerte seinen Unwillen, doch nicht in solchen Ausdrücken. Eines Tages endlich benachrichtigte der Herzog von Liancourt, daß man in Paris darauf angetragen habe, einen Preis auf seinen Kopf zu setzen und ihn zu ermorden. Da gab er unglücklicher Weise das Signal zur Emigration, und ließ die Unzufriedenen vermuthen, daß er mit einer fremden Armee zurückkehren würde, wie die Prinzen unter Ludwig XIII. und den vorigen Königen gethan hatten. Von diesem Augenblicke an war es unmöglich, den König zu retten. Ich glaube, daß Ludwig XVI. viel durch die Entfernung seiner Familie gelitten hat. Es hätte mehr Opfer gegeben, würde

man mir entgegnen; ich glaube dies nicht: Je stärker die Fasces sind, desto schwerer lassen sie sich zerbrechen.

Der Graf d'Artois brach mitten in der Nacht auf und flüchtete sich zunächst nach Turin zu seinem Schwager (im Juli 1789). Als die Pariser bemerkten, daß sie die Farben des Grafen d'Artois angenommen hätten, indem sie die grüne Cocarde trugen, welche sie während der ersten Tage der Revolution wählten, legten sie sie sogleich ab. Von diesem Augenblicke an reizte der Graf d'Artois den ganzen französischen Adel zur Emigration. Jung, glühend, redlich, glaubte er an Alles, was man ihm versprach, er glaubte an das Wort des Kaisers Leopold, an das der Kaiserin von Rußland, kurz an Alles, und ohne Mistrauen, wie ohne Unredlichkeit, glaubte er seinen Bruder in wenigen Wochen befreien zu können. In der Zusammenkunft, welche der Prinz in Pillnitz mit dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich hatte, wurde der Plan zur ersten Coalition entworfen. Der Graf d'Artois hatte die Revolution nicht begriffen, als er in ihrer Nähe war, und da er dies aus der Ferne noch weniger that, so unternahm er Alles, die Leidenschaften derselben zu steigern und zu entflammen.

Die Erklärung machte eine große Wirkung unter dem kleinen Theile der Franzosen, die dem Grafen d'Artois in die Emigration gefolgt waren; es entstand nun der Anfang einer Verblendung, die dem Könige von Frankreich viel verderblicher wurde, als alle seine Fehler. Ludwig XVI. fiel als ein Opfer der Fehler, welche seine Brüder im Auslande machten. Wäre die Revolution nur ein Aufstand gewesen, so hätte die Drohung der Strafe allein hingereicht, die Schreier zu schrecken. Aber ganz Frankreich war aufgestanden, es

verlangte mehr oder weniger, aber es verlangte überall, und wenn die Klagen von 28 Millionen Stimmen sich unter Thränen der gerechtesten Forderung erhoben, so nannte man lange das herzbrechende Geschrei Gebölffer.

Bald hatte der Prinz Gelegenheit, die ersten Lehren der Erfahrung zu sammeln. Man legte ihm die bittersten Täuschungen auf; man erlaubte ihm nicht, in den Niederlanden Depots zu errichten. Während dieser Zeit hatte die Nationalversammlung, die durch Namenwechsel Convent hieß, gegen die Emigranten und besonders gegen die Prinzen, ein Dekret erlassen, deren Beispiel in der That von vielem Einfluß auf den Adel war. Ludwig XVI. rief seine Brüder zurück, und sie antworteten ihm von Coblenz aus die geistvollsten, aber unpassendsten Albernheiten. „Sir," schrieb der Graf d'Artois, „mein Bruder und Herr, ich habe den Brief empfangen, den der Graf Vergennes mir gestern übergab, indem er mir dabei die Versicherung gab, er sei von Ew. Majestät. Die Ueberschrift, die mir einen Titel giebt, den ich nicht annehmen kann, hatte mich in der That glauben lassen, dieser Brief sei nicht an mich. Da ich aber die Schrift und das Siegel Ew. Majestät erkannte, öffnete ich ihn. Ich ehrte die Handschrift und Unterzeichnung meines Königs. Aber die gänzliche Auslassung des Brudernamens, und mehr als Alles, die Bestimmung des Briefes, gaben mir einen neuen Beweis von der wirklichen Gefangenschaft der moralischen, wie der physischen, in der man meinen Herrscher hält. Hiernach werden Ew. Majestät es natürlich finden, daß ich treu meiner Pflicht den Befehlen nicht gehorche, die offenbar durch Gewalt entrissen wurden. Ich beziehe mich überdieß auf den Brief, den ich die Ehre hatte Ew. Majestät unter den zehnten September zu schreiben; dieser wird die beständige Grund-

lage meines jetzigen, so wie meines künftigen Benehmens sein: Ich erneuere hier den Eid darauf."

Der Graf d'Artois handelte, indem er so schrieb, wie ein Mann von Ehre, doch nicht, ich wiederhole es noch einmal, wie ein gewandter Prinz, der mit einem wüthenden Meere zu kämpfen hat. Hätte er mit einem einzigen Worte die Wogen beruhigen können, wie Neptun durch das berühmte Quos ego, so wäre es gut gewesen; aber weit davon entfernt wurde der Graf d'Artois auf den Bericht Gensonnés in Anklage versetzt, der selbst die seinige in eben dem Raume vernehmen sollte. Man hob jeden Gehalt des Prinzen als Generalobrist der Schweizer, als constitutioneller Prinz (eine Million Franken) auf, und erklärte, daß seine Apanagen von seinen Gläubigern in Beschlag genommen werden könnten. Von da an war der Graf d'Artois ein unglücklicher verbannter Prinz. Er begab sich nach Turin, und damals klagte man ihn des Einverständnisses mit den Unzufriedenen daselbst an; das war wahr. Der Marquis d'Autichamp ging nach der Schweiz und wechselte von hier aus auf Befehl des Prinzen mit Lyon und dem Lager von Jalés Briefe. — Von Turin ging der Prinz an den Hof der Kaiserin Katharine, die ihn nicht nur freundlich aufnahm, sondern ihm auch eine Armee von 20,000 Russen versprach, die Potemkin commandiren und England transportiren sollte; doch dies Alles waren nur Träume! — Nichts geschah, und die Armeen der Vendée wurden auf ihren eigenen Muth und ihre eigenen Hülfsquellen beschränkt. Der Graf d'Artois sendete seine Diamanten und Medaillen an den Marschall Broglie, welcher die Armee der Emigranten am Rhein commandirte; er bewies dadurch eine große Seele und eine weibliche Innigkeit; endlich gewährte ihm England

einen Gehalt und er schiffte sich in Kuxhafen am 20. Juli 1795 nach London ein. Da gab ein neues Verbrechen, der Tod Ludwigs XVII., ihm das Recht, den Titel Monsieur anzunehmen. Um diese Zeit begab er sich auch nach der Ile-Dieu. Man hat den Bourbons den Vorwurf gemacht, daß sie sich nicht in der Mitte der Soldaten befanden, die sich zu ihrer Vertheidigung schlugen; aber ist es nicht wahrscheinlicher, daß England die Anwesenheit eines französischen Prinzen in der Mitte einer französischen Armee nicht wollte, diese Politik wäre ganz die des Herrn Pitt, und man fände darin denselben Gedanken wieder, der ihn der Herzogin von Lamballe antworten ließ:

„Die Bourbons haben sich ihr Unglück selbst zugezogen."

Der Graf d'Artois konnte nicht in der Bretagne landen, aber von der Ile-Dieu aus correspondirte er mit Charette, um mit ihm eine Landung an den Küsten Frankreichs zu berathen, doch auch hier hing die Ausführung von England ab, und die Schwierigkeiten vervielfältigten sich so sehr, daß es unmöglich war, den Plan zur Ausführung zu bringen; und in dem Augenblicke, als Alles bereit war, erhielt die Flotte den Befehl, nach England zurückzukehren. England war in der That ein sonderbarer Verbündeter. Man kehrte zurück und landete in Portsmouth. In Folge dieses traurigen Feldzuges lebte der Graf d'Artois ganz einsam und zurückgezogen in Holy-Rood. Er wollte 1799 zu Suwarow nach der Schweiz gehen, und schrieb ihm deshalb, aber durch ein Verhängniß, welches ohne Zweifel Carl X. lieber in einem Kloster, als an der Spitze einer Armee sehen will, kam er immer zu spät. Suwarow verheerte die Schweiz, ohne daß der Abgeordnete Monsieurs ihn traf. Es ist hier der Ort,

von einem Ereignisse zu sprechen, welches Einfluß auf das Leben Carls X. und auf das Jahr 1830 übte. Er hatte eine innige Neigung für Frau von Polastron, eine Verwandte der Polignacs. Sie starb in London während der Emigration, ich glaube 1798. Der Graf d'Artois liebte sie zärtlich, und ihr Tod machte einen großen Eindruck auf ihn. Der Abbé von Catil, der schon damals bei ihm war, faßte jetzt den Entschluß ihn mit der eisernen sammtumhüllten Hand zu beherrschen, die er ihm seit dem Augenblicke auf das Haupt gedrückt hatte, wo der Prinz, am Sterbelager der Frau von Polastron niederknieend, in Zukunft ein ganz regelmäßiges Leben zu führen versprochen hatte. Ich erwähne dieser Thatsache, weil sie wegen der Regierung Carls X. wichtig ist. Er begann seine Besserung damit, daß er seinen Haß abschwur, Frieden mit dem Herzoge von Orleans schloß, und mit ihm am Hofe von England erschien (1800). Er unterzeichnete 1803 die Antwort, die nie an Napoleon herausgegeben wurde. Ich muß hier erwähnen, daß Leute, die es wissen können, die Existenz jenes Briefes an den Kaiser von Ludwig XVIII. leugneten. Ich behaupte dies eben so wenig, als ich es läugne, ich wiederhole nur, was ich von Wohlunterrichteten hörte.

Die Erhebung Napoleons machte das Glück der französischen Prinzen noch unsicherer. Monsieur irrte während der zehn Jahre umher, die noch bis zu ihrer Rückkehr nach Frankreich verfließen sollten. Er war in Colmar, in Schweden, dann in Hartwell, welches er 1813 verließ, um nach Deutschland zu gehen, den Operationen der Alliirten mehr in der Nähe zu folgen, und während der ganzen Emigration war er von allen französischen Prinzen durch die Haltung seines Benehmens am ausgezeichnetsten. Er war tapfer,

selbst verwegen, wie dies sein Duell mit dem Herzoge von Bourbon und sein Feldzug nach Gibraltar beweist. Seine Ansicht über das, was der König bei dem Widerstande der Parlamente thun sollte, ist des Lobes wahrhaft werth und kann ihm bei der Nachwelt nur ein ehrenvolles Urtheil erwerben. Die Revolution fand an ihm einen Gegner, der nicht im Dunkeln gegen sie handelte. Er trotzte den Drohungen und floh Frankreich, und wenn er seinen unglücklichen Bruder verließ, so geschah es, um für ihn einen Beistand zu suchen, den der König von Frankreich von seiner Nation und selbst von seinem Adel seiner Meinung nach nicht erwarten durfte. Das Oberhaupt dieses Adels, als der einzige Bruder des Königs, der ihn in die Schlacht führen konnte, begnügte er sich nicht mit dem Benehmen vieler Leute, die, statt gegen den Hof zu sprechen, für denselben hätten handeln sollen. Man hat den französischen Prinzen es vielfach zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht in der Vendée waren; wären sie dort gewesen, würden sie 1814 noch den letzten Schuß, der in diesem unglücklichen Kriege fiel, zum Verbrechen angerechnet haben! — Der Geist des Widerspruchs ist sehr groß bei uns; er gleicht, wie in der Literatur, so auch in allem Uebrigen, einer Krankheit, besonders aber in der Politik. Welche Handlung auch ein Prinz, ein König, ein Minister begeht, wird sie der Censur, der Controlle unterworfen, wo nicht verworfen.

Ein anderer Beweis von diesem Geiste des Widerspruches findet sich auch noch in der Uebertreibung, mit der das Publikum einen Mann beurtheilt, der zum Ministerium gelangt. Er ist nicht weniger, als ein Oxenstiern oder ein Süllỳ. Alles, was er thut, ist bewunderungswerth. Seine Anhänger genießen eines allgemeinen Wohlwollens; sie sehen

nicht, daß diese sich nur auf das Uebelwollen des in Ungnade gefallenen Ministers stützt; doch dieser Eindruck verfliegt bald, und der, welcher vor Kurzem noch eines der ersten Verwaltungsgenies von Europa war, ist oft nach sechs Monaten weiter nichts, als ein Dummkopf, ein Schelm oder ein Narr. Glück genug für ihn, wenn man ihn nicht ein Ungeheuer nennt.

Wenn die Rechtschaffenheit die Verleumdung entmuthigt, wie man zuweilen gesehen hat, so ist doch der Mann von Talent nichts ohne Thätigkeit ohne Bewegung der Seele.

Das Tribunal der Welt, welches ohne Appellation entscheidet und keinen Anwalt vor die Schranken läßt, dieses Tribunal entscheidet, daß ein Minister unfähig sei. Tausende von Stimmen erheben sich, um die Stimme und die Form zu tadeln, nicht nach festen Regeln, sondern nur nach dem Geiste der Opposition und des Widerspruchs. So wäre der Graf d'Artois im Bezug auf die Vendée beurtheilt worden. Er ging nicht hin, und nun tadelt man ihn nnd schreit selbst über Feigheit.

Eine positive Wahrheit ist, daß nie ein König der Liebe werther war, als Carl X., zugleich aber auch nie einer so tadelnswerth; aber er ist rechtschaffen, brav und gut, drei Eigenschaften, die bei uns nicht selten sind!

Der Zustand, in welchem Ludwig XVIII. Frankreich hinterließ, war bedenklich. Indessen das Ministerium des Herrn Decazes, mehrere Umstände an dem Matthieu von Montmorency, und einige Momente aus dem des Herrn von Villèle, der zugleich Staats- und Finanzmann war, bildeten ein Ganzes, welches für Carls X. wankende Regierung eine Stütze werden konnte; denn wankend wurde sein Thron mit dem Augenblicke, wo er die Geistlichkeit zu Lenkern nahm, er,

früher ein Weltmann, jetzt ein reuiger Sünder. Ach er mußte bedenken, daß die Irrthümer der Jugend nur in der Einsamkeit gesühnt werden könnten, nicht aber auf dem Throne. Die Welt selbst ist noch voller Klippen.

Die Morgenröthe von der Regierung Carls X. war gut und redlich, wie Alles, was von ihm selbst kam. Der Einfluß des vertrauten Umganges ließ ihn etwas frei athmen, überzeugt, ihn später wieder zu finden. Seine Hand hatte sich nicht entfernt, sondern nur gesenkt. Carl X. wollte gefallen, und er gefiel; aber er wollte auch geliebt sein; um aber von einem Volke geliebt zu werden, welches unterrichtet ist und selbst urtheilt, muß man es ebenfalls lieben. Man muß ihm anders als durch metaphysische Raisonnements beweisen, daß man es glücklich machen will. Bei all seiner Güte konnte Carl X. uns wohl lieben wollen, aber er liebte uns nicht wirklich, und doch liegt darin das ganze Glück der Völker, wie der Könige.

Ich hatte um jene Zeit eine jener Anstrengungen, die selten im Leben sind, weil sie zur Grundlage die Erinnerungen haben, die ganze Zeitabschnitte zurückrufen. Dies war die Taufe meines jüngsten Sohnes, dessen Pathe stets der Marschall von Ragusa hatte sein sollen. Er war der theuerste Herzensfreund des Herzogs von Abrantes; sie wurden in demselben Collegium in Châtillon-sur-Seine erzogen, und die innigste Freundschaft vereinigte sie von jeher. Später wurde diese nie durch Eifersucht getrübt, und doch verfolgten Beide dieselbe Laufbahn. Doch Beide hatten ein edles Herz, und wer selbst ein treuer Freund ist, hegt nie Verdacht gegen den Andern.

Der Herzog von Ragusa übernahm 1811 das Commando über die Armee in Spanien; als Masséna, Ney und

mein Mann die unglückliche Armee verließen, löste Marmont sie ab, und traf uns in der Stadt Toro *). Er war entzückt, alte Freunde zu finden, die sich selbst über das Wiedersehen sehr freuten. Ich war seit sechs Monaten entbunden, und mein Alfred ein sehr schönes Kind.

„Haben Sie einen Pathen für Ihren Sohn?" fragte mich Marmont.

„Par Dieu, keinen!" rief Junot, der von der andern Seite des Tisches die Frage gehört hatte. „Aber es hängt nur von Dir ab, uns einen Pathen zu geben; der uns lieber ist, als der nächste Verwandte."

Marmont reichte seinem Freunde die Hand, und das Wort wurde gegeben.

„Und die Pathe?" sagte Marmont.

„Wen Du willst! Nicht wahr, Laura?"

„Ja, ohne Zweifel, aber ich möchte doch einen bestimmteren Namen wissen."

„Siehst Du nicht, daß sie von Bobonne sprechen will?" **) sagte Junot.

„Nein, nein!" sagte Marmont, „Gevatter und Gevatterin dürfen nicht zusammen gehören, einstweilen aber sind wir doch Gevatter und Gevatterin. Nicht wahr?"

---

*) Toro, das Abocella der Alten, liegt am Ufer des Duero auf einem steilen Berge. Es ist sehr berühmt unter den alten Städten Spaniens. Vierzehn Klöster und zwanzig Pfarrkirchen waren für eine Bevölkerung von 7500 Seelen nöthig erachtet worden. Die Cortes der alten spanischen Armee waren dort mehrmals zusammen berufen worden, und sehr liberale Gesetze waren dort unter dem Namen Lois de Toro erlassen worden; ich brachte dort sieben Wochen zu. In dem bischöflichen Palaste wohnte ich sehr gut, und ich kehrte von dort aus nach Frankreich zurück.

**) Ein Freundschaftsname, den ich der Herzogin von Ragusa gab, die mich dagegen chéchère nannte.

Dabei drückte er die Hand Junots und die meinige mit Innigkeit.

„Und die Taufe soll hier geschehen," sagte Junot.

„Welch ein Gedanke!" rief ich aus, „Hier! Eine Taufe? Mein Freund, wir haben ja kaum dem Marschall ein Diner geben können. — Verschieben wir die Ceremonie bis zur Rückkehr der Armee aus Spanien, die wahrscheinlich bald erfolgen wird."

Der Marschall, der alles Glanzvolle, Luxuriöse liebt, unterstützte mich kräftig, und Junot verzichtete mit Bedauern darauf, seinen kleinen Soldaten unter den Zelten taufen zu lassen, unter denen er geboren war. Junot kannte Alles, was in dem Herzen eines Soldaten wiedertönt, und die Gefühle, die für einen Andern unbemerkt vorübergingen, machten auf ihn einen Eindruck, dessen Resultate ziemlich Extreme waren. Er hätte gewünscht, daß seine Soldaten seinen Sohn auf ihren Schildern emporhöben, um ihm dadurch eine schöne Zukunft des Ruhmes zu sichern. Er sagte mir dies denselben Abend. — Genug, das Versprechen der Taufe wurde, wie erwähnt, gegeben. Monate verflossen, die Schlacht von Salamanca wurde geschlagen; Marmont kehrte verwundet nach Frankreich zurück; die Ereignisse folgten einander mit entsetzlicher Schnelligkeit. — Der Kaiser ging nach Rußland, und kehrte von dort zurück. Junot, zugleich von der Kälte Rußlands und dem brennenden Sirokko Illyriens leidend, starb 1813 während unserer ersten Unglücksfälle. Bei diesen traurigen Ereignissen, dachte ich, wie man leicht begreifen kann, nicht an die Taufe Alfreds; als dieser aber von dem Könige zum Zögling von la Flèche ernannt worden war, mußte er getauft werden. Da schrieb ich an Marmont. Ehe ich meinen Brief abschickte, sammelte ich mich einen

Augenblick. Es war mir, als befände ich mich noch in der Mitte einer so glücklichen Familie, ehe der Sturm des Unglücks sie traf; ich dachte an die Zeit, wo wir uns gegenseitig in Toro das Wort gaben, und wo wir uns schon unglücklich wähnten. Ach seitdem hatte ich den Beweis erlangt, daß La Rochefoucault Recht hat, wenn er sagt:

„Es ist ein wahres Unglück nöthig, den kleinen Kummer zu tödten."

Ich schrieb an Marmont; der Marschall hatte den Dienst bei dem Könige und schrieb mir, daß er aus diesem Grunde nicht nach Versailles kommen könnte. Er bat mich aber um die Bezeichnung des Tages, und sagte mir, ich möchte mich dann nach der Kirche der Assomption begeben, meiner ehemaligen und jetzigen Pfarrkirche, (er wohnte in drr Straße Champs-Elysées in meinem ehemaligen Hotel). Was die Gevatterin betraf, so bat er meine älteste Tochter, mit ihm bei ihrem Bruder Gevatter zu stehen, denn unsere ganze Welt des Kaiserthumes war so über den Haufen geworfen, daß es schwer fiel, eine Pathin zu finden, die uns Beiden zusagte.

Meine Tochter willigte ein, und am bestimmten Tage reisten wir Morgens neun Uhr von Versailles ab; um eilf Uhr langten wir bei der Kirche der Assomption an, wo wir den Marschall zu unserm Empfange bereit fanden. Die Ceremonie ging anständig, doch ohne lächerlichen Luxus, den die Feinde des Marschalls forderten, vorüber. Hätte er es gewollt, er hätte gewiß leichtes Spiel. Was die Meinung betraf, so gab ich der Bosheit nichts zu thun. Ich war sogar eher Royalistin, als Napoleonistin. Ich litt damals an einer Wunde, die der Tod des Kaisers schloß, deren Narbe aber immer noch schmerzlich ist. Was ich dachte, war kein

Geheimniß, und eben so wenig die Dankbarkeit für die Gnadenbezeigungen, die meine Freunde von dem Könige für mich erwirkt hatten. Marmont hätte daher, wenn er gewollt, zu der Taufe des Sohnes seines Waffenbruders ein schönes großes Fest geben können; bei der Einsamkeit, in welcher ich damals lebte, würde ich es gewiß nicht besucht haben, aber der Marschall hätte doch Gelegenheit gehabt, wie seine Feinde und selbst der Herzog von Rovigo sagen, den souverainen Herzog zu spielen.

Aber ungeachtet seiner Prunkliebe, die in der That etwas übertrieben war, hat der Marschall von Ragusa in der That nichts so Auffallendes, daß der Tadel dadurch leichtes Spiel fand. Der Marschall zeigte übrigens bei dieser Taufe meines Sohnes eben so viel Anstand, als guten Geschmack. Die Sache wurde beendigt, und unser neuer geheiligter Christ kehrte nach Versailles zurück, wo wir einen ganzen Wagen voll Bonbons, getrockneter Früchte und Confituren aller Art fanden, wie sie bei einer Taufe üblich sind. — Neben diesen Süßigkeiten befand sich ein sehr hübsches Geschenk für Alfred, nämlich ein Schreibtisch von indischem Holz mit allem zum Schreiben Nöthigen angefüllt, das heißt Alles, was man sich dazu nur denken kann, von feinem Elfenbein angefüllt. — Die Gevatterin bekam ein Arbeitskästchen, in welchem alle Gegenstände von emaillirtem Golde waren *).

Marmont hatte bei dieser Sendung eine zarte Aufmerksamkeit gezeigt, die ich ihm Dank wußte. Er ist gut und ich liebe ihn von Herzen.

---

*) Das ist die buchstäbliche Geschichte dieser Taufe, deren Ausgaben, wie man behauptete, eine fabelhafte Summe betrugen.

Damals hatten noch nicht falsche Freunde ihm sein Leben so gezeigt, wie es nicht ist, und seiner Seele tiefe Schmerzen eingeprägt.

1823 machten mehrere meiner Bekannten eine Reise nach der Schweiz; als sie nach Paris zurückkehrten, besuchten sie Chatillon, um die prachtvolle Wohnung zu sehen, die der Marschall dort hatte erbauen lassen. Der Castellan oder irgend ein anderer Mensch, der sie im Schlosse herumführte, zeigte ihnen auch die Zimmer des Herzogs; als sie aus dem Schlafzimmer traten, blieb er in einer Art von daran stoßenden Gallerie stehen.

„Hier" sagte er, „geht der Marschall in der Nacht umher, wenn er nicht schläft."

Dieser Mensch schilderte hierauf das thätige, arbeitsreiche Leben des Marschalls. Indem dieser Mensch so von seinem Herrn sprach, hätte er demselben die Liebe derer erwerben müssen, die ihm zuhörten, hätten diese ihn nicht schon früher geliebt. Mir gefallen dergleichen Schwätzereien alter treuer Diener. Durch sie lernt man den Herrn kennen, denn in dem häuslichen Leben werden seine Tugenden wie seine Fehler vergrößert. Wer den Herzog von Ragusa so kennt, liebt ihn gewiß.

Bei Gelgenheit der Taufe meines jüngsten Sohnes muß ich eine ziemlich bekannte pikante Anecdote erzählen, die meinen ältesten Sohn, den Herzog von Abrantes, betrifft.

Als ich mit meinem Sohne niedergekommen war (es war mein erster Knabe, obgleich mein sechstes Kind), meinte ich, der Kaiser müsse ihn über die Taufe halten, und dieser müsse für ihn eine Ausnahme von der Regel machen, in einer Familie nur einmal Gevatter zu stehen. Junot war in Portugal. Die Stadt Paris, deren Gouverneur er damals war,

ließ mich durch ihren Präfecten Frochot um die Erlaubniß bitten, das Kind Junot's und das meinige über die Taufe halten zu dürfen, das Kind derer, welche die Stadt am meisten liebte, wie sie zwei Menschen lieben mußte, die Alles thaten, sie zu beglücken. Dieser Antrag rührte mich so sehr, daß ich Frochot vor Thränen nicht antworten konnte.

„Was soll ich antworten?" sagte der brave Mann.

„Ach, Alles, was Ihr Herz Ihnen für mich eingiebt. Junot denkt gewiß eben so wie ich, ich werde ihm schreiben."

Frochot gab mir einen Brief von sich selbst an Junot. Er sagte ihm, wie sehr er und ich von der Stadt geliebt würden, besonders von dem arbeitenden Theile derselben. Ich gab den Nothleidenden in dem Winter von 1807 zu 1808 so viel, als ich konnte, an alter Leinwand und alten Decken allein ließ ich für 4000 Franken vertheilen. Ein Engel vom Himmel auf die Erde herabgesenkt, eine jener Frauen, welche die Jahrhunderte uns nur selten schenken, besuchte mich häufig, und sie weiß, wie glücklich es mich machte. Diese vortreffliche Frau, deren Muster eine ganze Stadt heiligen kann, ist Madame Pasquier, die Gemahlin des Präsidenten der Pairskammer.

Mit Schaam muß ich gestehen, daß der Reichthum, mit dem der Kaiser uns beglückte, viel zu meiner Wohlthätigkeit beitrug; allein, was ich that, geschah mit Freuden, und das ist schon viel werth. Es gab Jahre, in denen Junot und ich 10,000 Franken Almosen vertheilten *). Das sind süße Rückerinnerungen!

*) Ich scheue mich nicht, zu behaupten, daß, wenn der Kaiser 1806 oder 1807 durch eine feindliche Kugel gefallen wäre, Junot, der damals Gouverneur von Paris mit einer ungeheuern Militairgewalt war, die volle Macht besessen hätte, ernennen zu lassen, wen er wollte, denn ihm standen

Ich schrieb also, was Frochot mir gesagt hatte, aber wie groß war mein Staunen, als ich eine abschlägliche Antwort erhielt. So groß war seine Leidenschaft für den Kaiser, daß er Alles verwarf, was nicht diesem war. Napoleon sollte durchaus der Pathe seines Kindes sein. Er schrieb durch denselben Courier an die Herzogin von Berg *), um sie zu bitten, von dem Kaiser diese Gunst zu erlangen. Die Sache war schwierig, denn der Kaiser hatte schon meine Tochter über die Taufe gehalten. Er schrieb mir zugleich, daß ich dem Präfecten Frochot von Herzen danken und ihm sagen möchte, er würde gleich nach seiner Rückkehr einen Gang durch die Kornhalle, die große Halle und den Hafen St. Nikolas machen, um selbst den braven Leuten für die Wahl eines Gevattern zu danken. Als Nachschrift des Briefes schrieb er:

„Uebrigens glaube ich, daß Frochot sich durch seine Furcht irre leiten ließ. Der Kaiser würde schwerlich einen solchen Schritt der Stadt genehmigt haben, wenn er ihn auch billigte. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß das, was die Maires

---

50,000 Bajonette zu Gebote, und außerdem eine ganze Bevölkerung, von der er angebetet wurde. Ich bin überzeugt, daß noch jetzt mein Name und meine Person bei denen, die damals alt genug waren, um sich der Liebe ihrer Mütter zu erinnern, nicht nur bekannt, sondern selbst beliebt ist. Denn diese Mütter kamen mir bis auf vier Stunden von Paris entgegen, nicht als Damen der Halle, sondern als Deputation und als Frauen von Paris, um zu fragen, ob die Frau ihres Gouverneurs mit der alten Liebe zurückkehre. (Die eignen Worte einer der Damen der Halle bei meiner Rückkehr aus Spanien.)

Die Maires von Paris wünschten mir, mochte Junot zugegen sein oder nicht, Glück zu meinem Namenstage und Neujahr. Dies geschah bei keiner andern Gouverneurin von Paris. — Das sind süße Rückerinnerungen.

*) Die Prinzeß Karoline, später Königin von Neapel, kann sich dieses Gesuches vielleicht noch erinnern, denn sie war es, welche es dem Kaiser übergab und bei ihm bewirkte, daß er zum zweiten Male Pathe in meiner Familie wurde; ein sehr seltener Fall.

am 1. Januar und 10. August für Dich thaten, ihm nicht zu gefallen schien. In der That ist es ohne Beispiel, daß die Frau eines Gouverneurs solche Ehrenbezeigungen erhielte.“

Er hatte Recht.

Die Großherzogin erlangte also von dem Kaiser, daß er Pathe unseres Sohnes sein wolle. Als ich wußte, daß er eingewilligt hatte, erbat ich eine Audienz, die ich auch erhielt. Als der Kaiser mich sah, lachte er. Wie? Junot behauptete, erst jetzt ein Kind zu haben! Der Schreihals, der nach der Mütze Capraras griff, ist also gar nichts? Nun, man muß wohl thun, was Ihr wollt, und wir sind noch einmal Gevatter und Gevatterin, Frau Gouverneuse.

Mich bei beiden Armen nehmend, küßte er mich auf beide Backen so laut, daß man es in dem Dienstsaale hören mußte.

„Und die Pathe? Wen wollen Sie?“

„Die, welche Ew. Majestät wählen.“

„Wie freundlich Sie sind! Nein, wählen Sie selbst.“

„Sire, so wünschte ich Ihro Majestät die Kaiserin.“

„Die Kaiserin! — Wirklich!“

Sein Auge richtete sich mit der ganzen Gewalt auf die meinigen und ich senkte den Blick. — Man sprach schon von der Scheidung mit der Kaiserin (1808).

„Nun, Sie sagen nichts mehr?“

„Ich werde Ew. Majestät gehorchen.“

„Weshalb nicht die Kaiserin Mutter?“

Ich verneigte mich; er blickte mich an, ging einen Augenblick falsch pfeifend umher, und sagte dann:

„Nun gut, es sei, die Kaiserin — ja, die Kaiserin —!“

Er begleitete diese Aeußerung mit einem unbeschreiblichen Lächeln, welches in diesem Augenblicke nur böswillig sein konnte, wie ich es später erfuhr.

„Sprechen Sie nicht von dieser Unterredung,“ sagte er mir, als ich ging.

Am nächsten Tage brachte man die Register der Mairie nach den Tuilerien, und nach dem Gebrauche unterzeichnete die Kaiserin als Höflichkeitszeugin, da nach der Civilceremonie keine Pathin Statt findet. So waren also der Kaiser und die Kaiserin Pathen von zweien meiner Kinder. Aber der Kaiser ließ die Ceremonie der religiösen Taufe nur vornehmen, wenn viele Kinder beisammen waren, und es waren nur zwei oder drei. Man wartete. 1809 ging vorüber. Die Scheidung fand Statt. Dann kamen 1810 und 1811. Da veranstaltete der Kaiser eine schöne Ceremonie in Fontainebleau; es waren zehn oder zwölf Kinder zugegen. Ich war noch in Spanien; mein Sohn war damals drei Jahr alt und vielleicht das schönste Kind in Paris. Die Herzogin von Rovigo, die kein Kind zur Taufe zu führen hatte, war so gut, mich zu vertreten und meinen Napoleon zu begleiten, um den Segen des Cardinals Fesch und das Versprechen von dem Schutze seiner zweiten Pathin zu erlangen, denn durch diese Anordnung hatte mein Sohn die beiden Kaiserinnen zu Pathen. Das ist eine auffallende Thatsache.

---

# Fünftes Kapitel.

Der Marschall Lauriston. — Die Jagd. — Die Besorgniß des Herrn von Gi.... — Der Hirsch und der Jäger. — Der Oberjägermeister und das Bouquet. — Der anonyme Brief. — Das Wild der Wälder. — Das Wild der Salons. — Der Pavillon Marsan. — Das Feuilleton. — Die Lüge. — Die Erdschnecke und der Lorbeerbaum. — Herr von Talleyrand. — Gros und die heilige Genoveva. — Mademoiselle Delphine Gay. — Ihre Schönheit und Anmuth. — Die Improvisation. — Die Akademie. — Der große Herr. — Bigot von Préameneu. — Matthieu von Montmorency. — Herr Roger. — Mein Bruder ist sein Pathe. — Victor Hugo. — Plan einer neuen Akademie. — Alexander Dumas. — Die alte Methode. — Das Gespräch. — Colnet und die Gazette de France. — Herr von Feletz. — Die akademische Aufnahme. — Die drei Minister.

Ich sah beständig einen vortrefflichen Freund, den einzigen von uns Allen, der bei Macht geblieben war; er war vortrefflich gegen die, die seiner bedurften, und seine Freundschaft ermangelte ihnen in dem Falle der Noth nie. Er ist todt. Doch es ist eine Huldigung, die ich seinem Andenken darbringe, und zwar eine Huldigung des Herzens. Ich frühstückte oft bei ihm, wenn ich von Versailles nach Paris kam. Er sprach von seiner Umgebung mit der ganzen Hingebung des Vertrauens, welches ich zwar verdiente, das mich aber dennoch nicht minder rührte. Seit dem Tode Ludwigs XVIII. bemerkte ich eine Aenderung in seiner Stimmung; eines

Tages sprach ich mit ihm davon; anfangs verweigerte er eine Antwort, dann aber sagte er, was ihn so betrübte, und vertraute mir, daß seit dem Tode Ludwigs XVIII. alle Geschäfte eine Veränderung bekommen hätten; daß die Veränderungen ihn beunruhigten, weil sie auch ihn erreicht hätten.

„Wie das?“ sagte ich; „Ihr Amt ist sehr leicht, Sie sind nicht verantwortlich und haben nur Gunstbezeigungen zu vertheilen. Ihre Stelle als Oberjägermeister bringt sie dem Könige und dem Dauphin näher, Sie hätten unter dem Kaiser nicht so viel Gunst genossen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Wie, sollten Sie mit Ihrer Lage unzufrieden sein?“

Er ergriff meine Hand und sagte mit einem Ausdrucke der Traurigkeit, den ich damals lächerlich gefunden zu haben, mir später zum Vorwurf machte:

Der König und der Dauphin regieren nur, um zu jagen, und — ich weiß nicht einmal, wie man einen Hasen jagt, wenn man ihm nicht etwa einen Fußtritt versetzt, den er freilich nicht einmal abwartet.“

Ich lachte. Diese Verzweiflung hatte eine komische Seite. Der Marschall sah mich aber mit einem solchen Ausdrucke an, daß ich sogleich Reue empfand und ihn bei der Hand nahm.

„Verzeihen Sie mir!“ sagte ich. „Aber was Sie mir erzählten, schien mir so sonderbar.“

„Es ist dennoch die Wahrheit. — Und es giebt einen Mann, der das ganze Vertrauen der Prinzen besitzt und es verdient.“

Ich sah, woher der Wind kam.

„Ja,“ sagte ich, „und was kümmert Sie das Uebrige? Denn ich weiß, von wem Sie sprechen wollen, und Herr von G.... ist unfähig, gegen Sie zu intriguiren.“

„Das weiß ich, pardieu!" rief der Marschall, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug, „und das setzt mich eben in Verzweiflung. Wenn er intriguirte, legte ich eine Contre-Mine an, aber er setzt mir nur sein Wissen entgegen, und was kann ich dabei anfangen!"

Seine Verzweiflung war so komisch, daß ich alle Mühe von der Welt hatte, mich des Lachens zu enthalten; aber ich sah, daß er in der That betrübt war.

„Ja," fuhr er fort, indem er seiner Gicht ungeachtet umher ging und dabei hinkte, ohne es zu bemerken, „der König verfolgt eine böse Bahn für den Ruhm seiner Regierung. Man glaubt, er berathe ein zu starkes Budget, er bekämpfe ein Gesetz — doch er kümmert sich darum nicht! Ihm ist es nur wichtig, ob der Jäger seine Pflicht gethan hat, — ob der Hirsch, den er mit seinem Spürhund aufgespürt hat, ein Spießer, ein junger Hirsch, ein Zehner, ein alter starker Hirsch ist. Und dazu studiert man den Lauf, die Pferde, die Losung. Hier ist ein Vorderlauf stärker, als dort ein Hinterlauf, und wenn der Hirsch beitritt, wie sie sagen, so möchten sie verrückt wrrden."

Lauriston war so ernsthaft, indem er sprach, er suchte so genau nach den Worten, die er mir sagte, daß ich ein Lächeln nicht unterdrücken konnte; es entschlüpfte mir wider Willen. Er schien mir in dieser Besorgniß um so überraschender, da er die Jagd kannte; das war es nicht allein, was ihn betrübte, und ich sagte ihm dies.

„Ist es denn nicht genug für mich, den ehemaligen Adjutanten des Kaisers," sagte er, „einen seiner ältesten Diener, der so oft Zeuge seiner Pläne für die Größe Frankreichs war, das schöne Gebäude, welches er aufführte, verfallen zu sehen? — O das thut mir weh!"

Ich drang weiter in ihn. Endlich gestand er mir, daß er am St. Carlstage ein Bouquet für den König gebracht habe. Bisher hatte Herr von G.... als erster Jägermeister dies Bouquet zu überreichen gehabt, aber nachdem ein Oberjägermeister ernannt worden war, kam ihm dies Recht zu. Am Namenstage des Königs nahm Carl X. mit vieler Gleichgültigkeit das Bouquet aus den Händen des Marschalls und wendete sich dann mit dem gnädigsten Tone zu Herrn v. G.... und sagte: „Haben Sie mich vergessen, Herr von G....?"

„Dies Recht gebührt dem Oberjägermeister," erwiderte Herr von G....

Der König schüttelte den Kopf und sagte: „Gut, so wollen wir künftig zwei Bouquets empfangen."

Ich bewies dem Marschall, daß darin nichts Böses für ihn lag.

„Doch Sie sagen mir nicht Alles," fuhr ich fort. „Bedenken Sie, daß ich Ihre Schwester bin und die Wittwe des Mannes, der einer Ihrer theuersten Freunde war. Vielleicht kann meine ruhigere Freundschaft Ihnen in einem Augenblicke, wo Sie so besorgt sind, nützliche Rathschläge ertheilen."

„Und das nicht ohne Grund!" — sagte er. — „Urtheilen Sie."

Er nahm hierauf aus einem Fache seines Büreau's einen Brief, der sehr gut geschrieben war, und dessen Siegel einen schönen antiken Kopf zeigte. Die Schrift schien nicht verstellt, und ich sagte dies, als der Marschall mir sagte, daß der Brief anonym sei.

Sein Inhalt war, wie immer, boshaft und albern; der anonyme Brief ist an und für sich selbst ein nichtswürdiges Produkt und kann nicht einmal unterhalten. Dieser war

ein Meisterstück in dieser Art; man sagte darin dem Marschall Alles, was die schlechte Erziehung in ihrem Wörterbuche aufführen kann. Endlich machte man es ihm zum Vorwurfe, daß er dem Könige zur Maitresse ein junges hübsches Mädchen geben wollte, welches in der That dazu nicht abgeneigt schien, aber der Marschall kannte sie nur vom Sehen. Ich gestehe aber, daß ich nicht begriff, wie der Marschall durch dies Alles compromittirt werden konnte.

„Mein Gott, weil sie schön ist, und ich sie in Gegenwart des Königs gelobt habe; — weil ich neulich bei dem Frühstück im Walde zu St. Germain das Unglück hatte, zu sagen, daß diese schöne Person dem Walde ein neues entzückendes Leben verleihen müsse, wenn sie im Jagdgewande zu Pferde durch denselben sprengen würde."

„War sie mit bei Tafel?"

„Welch ein Gedanke! Wahrlich, nein."

„Und was sagte der König?"

„Er lachte; aber er sah die junge Frau sehr scharf an, als sie sich am andern Tage in seiner Nähe befand. Man spricht in der That von ihrem Eifer, dem Könige zu begegnen. Muß man deshalb meine Jagdkenntnisse angreifen, und sagen, weil ich es nicht verstände, das ächte Wild zu verfolgen, wollte ich dem Könige ein anderes in das Netz führen?"

Das war in der That der Ton des Briefes, und obgleich er grob und schlecht geschrieben war, so mußte er dennoch dem Marschall sehr wehe thun.

„Denken Sie sich," sagte er, „daß seit dem Empfange dieses Briefes die Gesichter aller derer, welche sich sonst den Pavillon Marsan nannten, so abschreckend für mich sind, daß ich im Begriffe stehe, meine Entlassung einzureichen."

„Großer Gott, was wollen Sie thun?"

„Und was kann ich bei einem solchen Angriffe Anderes thun! Ich dem Könige eine Maitresse geben? Und auf diese Weise? Wie Frau von Pompadour und Ludwig XV.! Es fehlt weiter nichts mehr, als der Hirschpark!"

Er war außer sich.

„Wenn ich wüßte, wer mir diesen schmutzigen Brief schrieb!"

Dann schlug er sich vor die Stirn:

„Ich habe es!" sagte er; „die Polizei wird mir das in einer Stunde sagen, wenn ich mich nicht an die Chefs wende. Vor Ende des Tages werde ich genaue Kenntniß davon haben" *).

An demselben Abend um vier Uhr wußte der Marschall nicht nur den Namen des anonymen Briefstellers, sondern auch die Absicht, in welcher er geschrieben worden war. Als ich ihn wieder sah, kannte er den Grund. Die Sache hatte sich entwickelt, und der Marschall empfand die lebhafteste Freude über seine Entdeckung.

„Wer glauben Sie wohl, wer der Schreiber des anonymen Briefes ist?" rief er mir zu, sobald er mich erblickte.

---

*) Ich erhalte sehr oft anonyme Briefe; besonders in Bezug auf meine Werke, und stets begleitet von ununterzeichneten Kritiken, was bekanntlich sehr redlich ist. Vorgestern am sechsten September erhielt ich durch die Stadtpost einen anonymen Brief, der ein Feuilleton der Zeitschrift la France enthielt. Eine Frau anzugreifen, ist ohnehin nicht sehr großmüthig; aber anonym, wird es gemein. Dieser Artikel, von der ersten bis zur letzten Zeile lügenhaft, ist in einem barbarischen Französisch geschrieben, welches mir bei der Widerlegung sehr zu Statten kommen wird; die Ehre würde dem Artikel übrigens nicht zu Theil werden, enthielte er nicht einen falschen und albernen Angriff auf meinen Mann, dessen Andenken durch die unlautern Worte dieser muthlosen Menschen, die nur im Dunkeln Kraft haben, nicht besudelt werden darf. Verächtliches Schweigen wäre eigentlich wohl die beste Antwort auf dergleichen Erbärmlichkeiten; aber der Lorbeer der Todten darf nicht beschimpft werden.

„Ich errathe nie," erwiderte ich ihm lachend; „aber es ist kein Freund, denn Sie sind sehr heiter."

„Ein Freund! Das glaube ich! Urtheilen Sie selbst;" und obgleich wir allein waren, beugte er sich zu mir, und flüsterte mir einen Namen zu, bei dem ich vom Stuhle in die Höhe sprang.

„Ist es möglich?" rief ich aus. „Doch wie ist ihm selbst die Idee gekommen, und wie konnte ein geistreicher Mensch, wie er ist, einen solchen Brief schreiben lassen?"

„Das ist es eben."

„Doch die Polizei ist nicht unfehlbar, sie kann sich getäuscht haben."

„Nein, nein; ich bin dessen gewiß, was ich sage; dieser Mensch räth mir, dem Könige eine Maitresse zu geben, indem er mich deshalb anzuklagen scheint. — Der Gedanke wird ihm von selbst kommen, sagte der boshafte Dämon neulich bei Frau von B...."

„Und was wollen Sie thun?"

„Was der gerade Sinn fordert, ich werde davon mit dem Könige sprechen, sobald ich ihn allein sehe."

„Nehmen Sie sich in Acht, der Boden ist glatt."

„Nie für die Ehre."

„Auch nicht in diesem Hoflande?"

„Nirgend!"

„Doch wenn der König dieses junge Mädchen schön findet, so scheint es, als wenn Sie ihm entgegen kommen."

„Der Teufel, Sie haben Recht, doch nein. Ich werde mit ihm sprechen, und das morgen. Ich habe eine Arbeit, die er unterzeichnen muß; doch darf kein Jagdwetter sein, sonst haben die Arbeit und ich Unrecht."

Er sprach in der That mit dem Könige. Das Resultat

war wunderbar, und weit entfernt, das herbeizuführen, was die Intrigue der rue St. Florentin bewirken wollte. Die Person, welche so enthusiastisch für den König von Frankreich eingenommen schien, daß sie keinen Tag unterlassen konnte, ihn wenigstens aus der Ferne zu sehen, schüchterte das Gewissen des Königs ein, vielleicht eben durch den unwillkürlichen Eindruck, den ihre Schönheit auf den König gemacht hatte; er unterwarf sich der Strafe seines Beichtvaters, und dieser forderte die Entfernung der jungen Person aus dem Angesichte des Königs. So endete diese Geschichte, die wichtig werden konnte, in Nichts.

Ich gestehe, daß ich lange nicht begriff, wie man einen Menschen bewegen konnte, eine Sache zu thun, indem man damit anfing, ihn deshalb anzuklagen. Das war für meinen Verstand eine zu große Spitzfindigkeit. Aber man versteht zuletzt Alles, selbst das Uebermaß des Bösen.

Kurze Zeit nach diesem Ereignisse empfing ich ein sehr freundliches Billet von Gros, der mich einladete, die Kirche der heiligen Genoveva zu sehen, und mir Billets zu der Ceremonie der Kuppelfeier sendete. Ich wohnte in Versailles, aber kam oft nach Paris. Mein Sohn war damals in dem Collegium Heinrichs IV., und ich war daher in der Nähe der heiligen Genoveva.

Gros zeigte mir selbst sein schönes Werk. Ich war geneigt, es zu bewundern, weil ich ihn selbst so sehr liebte, wie sein Talent. Ich besitze das schönste Portrait, welches sein Pinsel hervorgebracht hat *).

---

*) Das Portrait des Herzogs von Abrantes ist eines der schönsten Werke von der Hand Gros, wenn auch unvollendet. — Es war ursprünglich eine Skizze.

Als die Regierung verordnete, daß zur Belohnung des Kampfes bei

Gros zeigte mir die Kuppel, so viel es möglich war, und so viel meine Schwäche mir erlaubte, denn es ist mir unmöglich, in einen leeren Raum zu blicken, ich bekomme dann einen solchen Schwindel, daß ich niederstürze, wenn ich nicht zurücktrete, wie mir dies in den Alpen begegnete, als ich nach Italien ging.

Gros bat mich, die Ceremonie, wie er es nannte, mit anzusehen, die bei der Enthüllung der Kuppel vor dem Könige Statt fand. Gros ist ohne Zweifel ein Mensch von ausgezeichnetem Talent, aber, wie ich zu seinem Freunde Girodet sagte, hatte er einen sehr komischen und naiven Stolz; er war so positiv, daß man ihm nicht deshalb zürnen konnte, zumal er selbst eingestand, daß er zuweilen zu weit ging.

Ich sah Gros in einem Gespräche mit einer Menge von Leuten, die nichts von den schönen Künsten verstanden und die ihm sagten, Raphael wüßte nichts von der Malerei, da er auf der schönen Jungfrau mit den Fischen einen Cardinal angebracht hätte; und Gros antwortete nichts darauf.

Ich ging also von Versailles nach Paris, und war Zeugin alles dessen, was sich zutrug; die schöne Scene der Improvisation, das heißt, die Verse, welche Mademoiselle Delphine Gay unter dem Pompe des Künstlertriumphes sprach, hatten einen großen Erfolg. Das junge, vollkommen schöne Mädchen, welches der Krone des Malers, der durch seine Kunst wahrhaft groß und unsterblich war, noch eine Palme hinzufügte, machte einen lebhaften Eindruck. Ich kannte Made-

---

Nazareth in Syrien, wo Junot mit 300 Mann 4000 Türken und Mamelucken in die Flucht jagte, diese Waffenthat durch ein Gemälde von 30 Fuß Breite und 15 Fuß Höhe verewigt werden sollte, wurde Gros unter sechs anderen Concurrenten der Vorzug gegeben.

moiselle Gay noch nicht und sah sie zum ersten Male. Sie machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck, und dieser hat sich seitdem nicht verwischt; ich erkannte, wie viel Talent der schöne Kopf umschloß, dessen Züge vor Freude strahlten, die aber doch eine Schüchternheit verriethen, daß ihre mädchenhafte Bescheidenheit die Bewunderung besser aufgenommen haben würde, wäre sie den Blicken der Menge weniger ausgesetzt gewesen. Ihre Schüchternheit aber wurde troß der scheinbaren Zuversicht von mir bemerkt, die sie an solchen Tagen anzunehmen verstand, wo sie die Hauptrolle spielte. Aber wie schön war sie! Gros antwortete mir daher auch, als ich ihn fragte, ob er mit den Versen der Mademoiselle Gay zufrieden gewesen sei: „Ich weiß davon nichts, ich werde sie später lesen. Gestern bemerkte ich nur ein Mädchen, strahlend in Schönheit und Jugend, das zu mir sprach; was es aber sagte, weiß ich nicht mehr.“

Ich sah, daß Gros der Kopf ganz verdreht war; und diesmal wenigstens ließ es sich entschuldigen.

Die Freunde der Mademoiselle Delphine Gay glaubten ihr eine Ehre zu erzeigen, die ihr Kränze flechten sollte, indem sie 400 Personen einladeten, um die Improvisation mit anzuhören. Aber ich wiederhole es, die junge Dichterin wußte nichts von dieser Anordnung, und ihr schönes Gesicht verrieth an diesem Tage nur das Zartgefühl eines sechszehnjährigen Mädchens, das seinen Ruhm erkannte, ohne ihn auch nur zu suchen oder zu wünschen.

Ich sagte bereits, daß die Ereignisse der fünf Jahre, welche während meines Aufenthaltes in Versailles verflossen, von mir nicht so genau beobachtet und verfolgt werden würden, als während ich in Paris, dem Schauplatze selbst, wohnte. Es wird daher während meines Aufenthaltes in Versailles

eine Lücke entstehen, und ich werde nichts desto weniger von mehreren Ereignissen sprechen, deren Gang ich verfolgen konnte.

Hierzu gehört die Bewegung, welche in der Akademie bei dem Tode des Herrn Bigot de Préameneu vorfiel. Er gehörte zur Akademie, ohne zu wissen, weshalb. Ich glaube jedoch, daß er ehedem zum Institute gehörte, und ihn zur Kammer der Vierzig führte. Wie dem aber auch sei, mußte er doch auch ersetzt werden; auf den, welcher einst den zukünftigen König von Frankreich erziehen sollte, fielen die Blicke, und Herr von Montmorency wurde schon lange voraus zu dieser Stelle bestimmt.

Zu jener Zeit geschahen die Wahlen in der Akademie auf sonderbare Weise, ein Mann ordnete alle an, ausgenommen die, welche die Gewalt der Meinung in der liberalen Partei machte, wie die des Herrn Casimir Delavigne. Dieser Mann, welcher den Beinamen eines Oberwählers erhalten hatte, war Herr Roger, ein Mensch, dessen Portrait in einer andern Zeit als der unseren, und besonders der der Restauration, auffallend gewesen wäre. Aber was hatte damals ein Mensch Auffallendes, der vor der Macht, den Aemtern, dem Einflusse kniete, gleichviel auf welcher Seite sie waren? Konnte man über ein Amt verfügen, oder bekleidete man selbst ein angesehenes, so war Herr Roger einem Solchen und allen seinen Angehörigen ganz ergeben. Der Name Oberwähler wurde ihm von einem Manne gegeben, der keineswegs mit Spottsucht die Lächerlichkeiten aufsuchte, um sie zu geißeln; es war mein Bruder, Herr von Permon. Nie war ein Mensch mehr geneigt, die Fehler eines Andern zu entschuldigen, aber hier wurden Zeit und Talent mißbraucht, und dies stritt nach Alberts Meinung beinahe gegen die Ehre.

Man schob also Herrn Roger vor, um von der Wahl des Herrn von Montmorency zur Akademie zu sprechen. Ohne Zweifel waren seine Tugenden und sein Verwaltungstalent Ansprüche, auf die man sich beziehen konnte, ob aber die Akademie sie annahm, war etwas Anderes. Obgleich die Akademie, wie sich von selbst versteht, nur aus sehr rechtschaffenen Leuten zusammengesetzt ist, haben wir doch noch kürzlich den Beweis erlebt, daß dies zum Eintritt nicht nur nicht genügt, sondern daß auch das Talent dabei nichts ausmacht. Victor Hugo, unser unsterblicher Dichter, dieser Mann, den Frankreich als seinen strahlendsten Ruhm ehren muß, ist vor den Thoren der Akademie stehen geblieben, ohne daß sie sich ihm öffneten. Alexander Dumas ist auch bei der edlen und gelehrten Truppe in Ungnade. Eben so Béranger. Ich hatte einen Gedanken, den ich Victor Hugo hätte einimpfen mögen; aber er ist zu sehr feind alles dessen, was wie eine Intrigue, selbst die rechtmäßigste, aussieht; — es war eine Gesellschaft Gelehrter zu bilden, zunächst aus all den Namen bestehend *), denen noch viele andere hinzugefügt werden konnten, welche würdig waren, in einer Versammlung genannt zu werden, in welcher der den Vorsitz führte, den ein großer Theil von Frankreich als den König seiner Literatur betrachtet. So hätten wir noch eine Akademie erhalten, und ihre Wahl würde bald eben so sehr gesucht worden sein, wie die der alten, von der gewiß einige Mitglieder, welche die Ehre unserer Literatur sind, die neue Mutter der Wissenschaft verschönert und geehrt haben würden. — Es giebt eine neue Schule, welche die alte be-

---

*) Béranger, Herr von La Mennais, der Graf Julius von Rességuier, Herr von Latouche, Emile Deschamps ic.

herrscht; ich spreche nicht von den Romantikern und Classikern, aber ich sage, daß in den Wissenschaften eine Revolution vorgegangen ist, wie in andern Dingen; man muß daher die Folgen dieser Revolutionen hinnehmen, wie man die Resultate hingenommen hat. Die alte Akademie muß daher ohne Haß und Vorurtheil die gegenwärtigen Talente aufnehmen, oder sie muß der Literatur fremd werden, deren vorzüglichste Männer sie zurückweist. Sie muß wenigstens die Sache so verstehen, wie die Römer die neuen Doctrinen verstanden; das Pantheon war allen Göttern geöffnet, die Akademie ist nicht so tolerant.

Herr von Montmorency wurde zur akademischen Candidatur bestimmt, Herr von Chateaubriand, der ihn sehr liebte, wendete eben so, wie Herr Roger, seinen ganzen Einfluß an, um ihn ernannt zu sehen; und er wurde gewählt! Aber großer Gott, wie viel Geschrei entstand dabei in der liberalen Parthei. Ich aß eines Tags bei einer meiner Freundinnen mit meinem Bruder; er und ich bewahrten bei Tische das Schweigen, und man lachte und sprach auch ohne uns genug.

Einer der Unzufriedensten sagte: Wie kann man zugeben, daß jetzt 1825 ein vornehmer Herr, weil er sechszehn Alter in seinem Wappen hat, indem einer seiner Vorfahren in der Schlacht bei Bouvines *), sechszehn Banner eroberte, das Recht hat, an der Thür des Asyls für Wissenschaft und Kunst zu klopfen und Eintritt zu verlangen. Es ist abgeschmackt! Wenn man bei dem, was man das ancien régime nennt, auf der Liste der Akademie die Namen des Herzogs von Nivernais und des Grafen Tressan sah, so wußte man

*) Ich führe dies Gespräch hier an, weil es im Voraus den Geist von 1830 zeigt.

doch wenigstens, daß diese großen Herren Dinge geschrieben hatten, die geeignet waren, ihnen die Thore der Akademie zu öffnen, und der Beweis liegt in dem Vergnügen, das man noch jetzt empfindet, indem man ihre Werke liest. Was hat aber Herr von Montmorency gethan?

Da war eine Stimme so unglücklich, zu sagen: „Muß nicht in der That der Gouverneur des Herzogs von Bordeaux zur Akademie gehören!“

Ich glaubte einen Augenblick, der Saal sollte einstürzen; das Geschrei wurde so wild, daß ich mich fürchtete und näher zu meinem Bruder rückte.

„Gouverneur, Lehrer!“ sagte der, welcher bereits gesprochen hatte (ein Deputirter, dessen Name bekannt ist). „Was kümmert es mich, ob der, welcher den zukünftigen König von Frankreich erziehen soll, dem ersten literarischen Corps des Staates angehört, während Béranger vor dessen Thür steht, Béranger, dessen schönes Talent zu furchtbar ist, als daß man ihm einen Kranz zum Lohne seines Genies reicht! Béranger, welcher sich der Ehre rühmen darf, Napoleon in Frankreich populär gemacht zu haben. Vorher war er schon geliebt und geehrt, doch nicht so, wie nach dem Gedichte „der alte Sergeant“ und einer Menge anderer, eben so kräftig geschriebener.“

„Aber mein Freund,“ sagte Albert sanft, indem er dem Redner zulächelte, „Sie vergessen, daß die Restauration nicht zum Dank dafür verpflichtet, den Kaiser beliebt gemacht zu haben.“

Wir alle lachten, und der Deputirte sah uns erst ganz verdutzt an und stimmte dann von Herzen mit ein. Sein Zorn schien mir um so komischer, je wirklicher er war. Er hatte in seiner Tasche mehr als zwanzig Epigramme, Saty=

ren, Schmähschriften, kurz eine ganze Bibliothek; es war wie immer Gutes und Schlechtes darunter. Im Allgemeinen war aber Alles geistreich, was ich an jenem Abend hörte. In den Reihen der Royalisten gab es damals Männer von großer kritischer Kraft. Einer der furchtbarsten war Colnet von der Gazette de France. Ich sah ihn in eben jenem Hause, wo ich an demselben Tage aß, sehr häufig, obgleich seine scheinbaren Gesinnungen denen der Herrin vom Hause sehr entgegengesetzt waren. Colnet ist einer der unterhaltendsten Männer, die ich je in meinem Leben gekannt habe. Er besaß eine Art von Freimüthigkeit, mit der er einem die größten Grobheiten an den Hals warf, scheinbar ohne darauf zu achten; er sagte, was seine Eltern wären, wie er zu ganz andern Zwecken als für die vornehme Welt erzogen worden sei — was man übrigens leicht sah. Aber welch ein Geist, welche Feinheiten in seinen Kritiken, welche Kühnheit und doch auch welche Tiefe in seinen Angriffen! Für ihn war die Ironie eine zweischneidige Waffe, mit der er zuweilen den Menschen oder die Werke, die er angriff, tödtete. Er vereinigte eine bemerkungswerthe Kraft mit einer seltenen Originalität, welche machte, daß man ihn begierig las, und welche das Glück seines Feuilleton's sicherte. Was kann man nicht mit einer Nation, wie die unsrige, anfangen, wenn man sie angenehm unterhält? Ich glaube, man kann Alles von ihr fordern. Colnet hat das Loos der Gazette de France gesichert. Ich glaube wohl, daß Herr von Genoude dazu beitrug, allein Colnet machte, daß man sich auf die Gazette abonnirte, um über seine Schmähungen zu lachen, die mit Mäßigung ausgesprochen wurden, aber dennoch bitter und mehr als boshaft waren. Darin eben besteht das Talent. Wenn schreiben nichts weiter wäre, als daß man die Feder

in die Dinte taucht und eine Menge von Buchstaben und Wörtern zusammenstellt, so könnte dies alle Welt — wie es übrigens heut zu Tage geschieht.

Martainville hatte auch viel Geist; und dann Hoffmann, Herr von Feletz, dessen Geist an alles das erinnert, was unsere Literatur in ihrer Kritik Elegantes und Gemäßigtes hatte *). Ich spreche nicht von einem Herrn D...., der eines Tages in dem Drapeau Blanc erschien, und an demselben Tage zugleich unter die Obersten und unter die Gelehrten eintrat! Er hatte gleichwohl einen Ruf! Ich komme bald wieder auf ihn zurück, indem ich von den Missionären spreche, die 1826 nach Versailles kamen. Diese Zeit ist nicht eine der gleichgültigsten für die Restauration.

Herr von Montmorency wurde endlich gewählt, seine Freunde waren darüber sehr glücklich, und ich gestehe, daß er dieser Gunst der Bescheidenheit wegen werth war, mit der er sie aufnahm. Mein Bruder, der zwei Tage darauf bei Herrn von Lally=Tollendal mit ihm zusammen aß, war entzückt über die Anmuth, mit welcher er die Glückwünsche empfing. Das war keine erheuchelte Demuth, und er fühlte mehr als seine Freunde, was in seinen Functionen Ehrenwerthes lag.

Seine Aufnahme war durch das Zusammentreffen zufälliger Umstände merkwürdig. Herr von Préameneu, wel-

---

*) Herr von Feletz, dessen feiner Geist das Gute von dem Mittelmäßigen zu unterscheiden wußte, fand, daß die romantische Schule eine Seite hätte, die gut zu bewahren sei; eine andere aber, die man verwerfen müßte. Als daher Frau von Staël ihre Corinna erscheinen ließ, zeigte sich Herr von Feletz erbarmungslos gegen die vielen Stylfehler derselben, und so verdankte sie ihm vielleicht die Vervollkommnung ihres Werkes.

cher an die Stelle des Herrn von Montmorency kam, war auch Minister gewesen, Cultusminister unter dem Kaiser; — der Graf Daru, ehedem Staatsminister, empfing den Aufzunehmenden, und Herr von Chateaubriand nahm nach dem Präsidenten und dem neuen Mitgliede das Wort.

## Sechstes Kapitel.

Die Fehler von 1827. — Von der Lächerlichkeit. — Es ist die gefährlichste Waffe bei den Franzosen. — Herr von Villèle und Herr von Peyronnet. — Der Graf Gaspar von Pons und sein Gedicht. — Wie geistreich es ist. — Die Erinnerung an das Kaiserreich.

Wir sind jetzt zu einer Zeit gelangt, in welcher die Regierung sich in einer furchtbaren Lage befand. Und doch beschäftigte Carl X. sich nur mit der Jagd, der Dauphin mit Läppereien, die Herzogin von Berri mit Zerstreuungen; — die Herzogin von Angoulème allein weinte und sah die Ereignisse kommen.

Die Fehler von 1830 haben einen viel erstern Ursprung, als man glaubt, und besonders einen viel ältern. Ich müßte eigentlich zu den ersten Jahren Carls X. zurückkehren, — aber ich sagte von ihm schon, was ich zu sagen hatte, und gehe daher zum Lauf der Geschäfte über.

Der Minister Villèle gewann täglich mehr Gunst. Bei seiner Feinheit und seiner Verschlagenheit hatte Herr von Villèle leichtes Spiel mit dem Könige, dessen Gutmüthigkeit ihn jede List als unmöglich betrachten ließ, sobald man es mit einem Könige zu thun hatte. Er lag daher in beständ-

digem Kriege mit seinen Umgebungen, und die Nation wußte ihm das nicht Dank, was er für sie that; denn man vollbrachte Nichts, und Alles blieb noch mehr als wie unter Ludwig XVIII. stehen.

Die Lächerlichkeit ist bei uns eine vergiftete Waffe; sie ist der fürchterlichste Streich, den man gegen eine Macht führen kann: sie muß sehr ehrwürdig sein, um derselben nicht zu erliegen.

Ein Angriff dieser Art wurde gegen Herrn Peyronnet und Herrn von Villèle gerichtet. Der Toulousaner und der Generaladvokat von Bourges waren die beiden Zielpunkte der Angreifenden. Einer meiner Freunde, ein Mann von vielem Geist, der Graf Gaspar von Pons, machte um jene Zeit ein Gedicht, welches Béranger als eines seiner besten in Anspruch nehmen würde, wenn er es kennte, und welches damals sehr geheim gehalten wurde. Er brachte es mir gleich nach der Geburt. Ich glaube, daß es als politische Erinnerung sehr merkwürdig aufzubewahren ist. Ich erwähne vorher noch ein anderes merkwürdiges Gedicht, welches den Titel führt: „Nerochen's Gesang," und eine Parodie des köstlichen Gesanges beim Feste Nero, von Victor Hugo. Diese Parodie ist von mehreren Verfassern, die ich nicht nenne, weil sie incognito bleiben wollen; ich erwähne nur soviel, daß der Graf von Pons unter ihnen war.

Die Parodie wurde damals gedruckt, aber sehr unvollständig; man sah sie später durch, corrigirte sie und vermehrte sie in einem Augenblicke der Ruhe, wo die ministeriellen Ideen in keiner Weise auf das poetische Leben der Schriftsteller einen Einfluß üben konnten. Es ist eine Art von Iliade, deren ursprünglicher Verfasser unbekannt geblieben ist; nur um nicht

mehr Ruhm zu ernten, als ihnen rechtmäßig zukömmt, bewahren seine Mitarbeiter noch jetzt die Anonymität. Aber das Gedicht verdient nichts desto weniger aufbewahrt zu werden, denn es war ein Geisteswerk und ist ein Gegenstand der Kunst geworden. Ich gebe hier nur eine Aenderung an, welche beweisen wird, wie vortheilhaft die Correctur war. Das Gedicht erschien anfangs unter dem Titel Draco'chen, und an die Stelle dieses setzte man den weit passenderen Nero'chen, denn dieser erinnerte mehr an Herrn von Peyronnet. Man muß freilich anerkennen, daß der ehemalige Feind der Presse und der Wissenschaften in seiner Gefangenschaft sein Unglück edel ertragen hat, wobei eben jene Wissenschaften und die Presse sein Trost wurden; gleichwohl aber kann deshalb nicht das Stillschweigen über seine politischen Handlungen gefordert werden. Das war eine große, wichtige Lehre, welche die, wenn auch späte, Ueberzeigung geben mußte, daß die Vergehen in politischer Beziehung nur eine nachsichtsvolle Gerechtigkeit finden sollten. Kann nicht der Angeklagte Richter und der Richter Angeklagter werden? Herr von Peyronnet und das ganze Ministerium von 1830 haben dies hinlänglich bewiesen.

Le Drapeau Blanc, auf welchen das eine dieser Spottgedichte sich bezog, war ein Blatt der äußersten Rechten, dessen Politik seine Rechnung darin fand, sich mit dem Ministerium Villèle zu entzweien und sich wieder auszusöhnen. Diese Machiavellistischen Umtriebe waren ein fürchterliches Spiel für das Land, ersonnen von Ungeschickten, und ausgeführt von noch Ungeschickteren. In jener Zeit lagen Materialien des Unglücks zum Verderben von zehn Reichen! Es war nicht soviel nöthig, um uns zu stürzen, und wir haben den Sturz, wenn auch nicht mit gutem Willen, doch mit Muth vollbracht. Das System des Ministeriums Villèle und der

schwarzen Männer, wie Béranger sie nannte, war: alle bestehenden Zeitungen zu unterdrücken und den Gedanken so wenig als möglich sprechen zu lassen. Der Kaiser that es auch, rief Herr von Villèle. Ohne Zweifel that er es, aber der Gedanke fand auf anderer Seite reiche Nahrung! Wir waren nicht einen einzigen Tag unbeschäftigt! Alle unsere Stunden waren besetzt, und wir wußten wohl, wie wir die des folgenden Tages anwenden sollten. Das böse Mittel, welches Herr von Villèle öfters anwendete, war, daß er den Despotismus Napoleons zurückrief, dabei aber außer Acht ließ, daß eine schwache Regierung nur durch Verluste und Demüthigungen auf die Anforderungen unseres ehemaligen Ruhmes, unserer ehemaligen Eroberungen antwortete. Freilich hat das Ministerium des Herrn von Villèle den Trocadero! Wie bewundernswerth ist dieser Sieg! Welcher unendliche Ruhm für die Armee von Wagram, Marengo, Jena, Austerlitz und tausend Schlachten, deren Namen der Sieg krönte! Es liegt darin etwas Lächerliches neben einem so ernsten Unglücke, und man muß seinen Kummer in sich selbst verschließen und dulden, besonders wenn man den Triumphbogen anblickt. — Dieses Monument, dessen 160 Fuß hohe Mauern zur Schilderung unserer Mühe noch unzureichend waren.

O mein Vaterland, mein schönes Frankreich, was wird aus dir! —

---

# Siebentes Kapitel.

Das Positive. — Zustand Frankreichs, wie man sich 1830 nähert. — Herr von Latil. — Herr von Polignac und der Bischof von Hermopolis. — Schrecken, den sie Herrn von Villèle einflößen. — Die Carbonari. — Schwur der Adepten. — Seine Strenge. — Herr von Corbière. — Die Audienz. — Die Gemeinheit. — Herr von Canny. — Herr von Salverte. — Herr von La Bourdonnaye. — Die Eröffnung der Kammern. — Fehler Carls X. — Die Todesfälle von 1826. — Der König von Sardinien. — Die Hartnäckigkeit. — Die Po-Brücke. — Die chronologische Liste. — Cambacérès. — Die Perücke und die Quäkerkleidung. — Das Benehmen der mährischen Brüder. — Die gestohlnen Papiere. — Der Cardinal Consalvi. — Der Prinz Eugen. — Sein Lob. — Der Prinz von Poix. — Meinung Junot's über ihn. — Die Prinzessin von Metternich, erste der drei Gemahlinnen dieses Fürsten. — Ihr Portrait. — Sie war gut. — Schönes Benehmen ihres Gemahles gegen sie in ihren letzten Augenblicken.

Man muß die Lieder und die Poesie zurücklassen, um zu dem Positiven zurückzukehren. Der Zustand Frankreichs war damals sehr beunruhigend. Der Kampf hatte sich zwischen den Jesuiten und den Liberalen entsponnen; es fand ein erklärter Krieg statt, und dieser konnte in nicht sehr später Entfernung nur zum Blute führen. Carl X., dessen Character erhaben war, der Adel besaß, selbst in seiner Leichtfertigkeit, war finster und mürrisch geworden, und in diesem

Trübsinne, der ihm so wenig natürlich war, konnte man einen fremden Einfluß nicht verkennen. Nichts konnte unter solchen Umständen zuverlässiger sein: Carl X. mußte die Mängel aller derer haben, welche eine Herrschaft über ihn übten, und wir mußten darunter gleich ihm leiden.

Von den Jahren 1823, 24 und 25 werde ich nur das erwähnen, was ich selbst sah, und erst nach meiner Rückkehr nach Paris, 1827, wieder ausführlicher werden.

Einer meiner Freunde, welcher dem Glücke des Herrn von Villèle folgte und sogar später ihm treu blieb, sagte mir eines Tages, daß Herr von Villèle vier Personen außerordentlich fürchte: Herrn von Polignac, den Bischof von Hermopolis, Herrn von Vitrolles und Herrn von Latil. Dieser Letztere besonders erschreckte ihn sehr.

„Weshalb aber hat er dann den Bischof von Hermopolis in den Conseil eintreten lassen?“ fragte ich.

„Weshalb? Weshalb macht man in dieser Welt dumme Streiche?“

„Aber Herr von Latil?“

„Herr von Latil besitzt eine große Gewalt über den König. Sie wissen nicht, daß Carl X. an Geister glaubt, und folglich auch an die Hölle, an das Fegefeuer und Alles, was damit zusammenhängt.“

„Aber Sie sagen da schöne Dinge. — Auch ich glaube daran.“

„Ich auch, ohne Zweifel; doch Sie verstehen mich falsch. Carl X. fürchtet das, was die Ammen ihren Kindern glauben machen. Urtheilen Sie darnach von der Gewalt, die Herr von Latil über seinen Geist zu erlangen wußte, indem er ihm die Gefahr vorstellt, welche er nicht nur in jener, son-

dern auch in dieser Welt durch die Carbonari läuft, die in der That sehr furchtbar sind.“

Man sprach damals in der Welt wenig davon, doch nur, weil man sie fürchtete. Es gab in den geheimen Gesellschaften Männer, deren republikanischer Fanatismus noch stärker war, als der religiöse. Die Freiheit war ihr Gott. Ihre Opfer mußten schmerzlich sein, damit der Cultus später rein und ungetrübt sein konnte. Bei solchen Grundsätzen vollbringt man zum Ruhme Gottes und des Himmels schöne und große Dinge. Cousin, Augustin Thierry, Jeouffroy-Scheffer, Roulin, Raspail, Guinard, Cavaignac — das waren schon Namen, um die sich Viele sammelten, welche nur verlangten, loszubrechen, und zu kämpfen. Es herrschte damals eine furchtbare Aufregung, die zu unsern Füßen grollte, wie der Bergbach der Pyrenäen unter seiner Eisdecke!

Man wird vielleicht neugierig sein, den Eid kennen zu lernen, den die Carbonari vom ersten Grade ablegen mußten. Seine Gewalt läßt auf die des zweiten Grades schließen.

„Ich schwöre im Angesichte Christi und des heiligen „Evangeliums, das Symbol der Wahrheit auf den Strick und „das Eisen, welches die Verräther vernichten soll, unverletz„lich die Geheimnisse zu bewahren, die mir in dieser achtungs„werthen und furchtbaren Gesellschaft anvertraut werden.“

„Ich verspreche, meine Vettern zu lieben und zu unter„stützen, in welchem Lande, bei welcher Gelegenheit es auch „sein möge, und nach meinen besten physischen und morali„schen Kräften.“

„Ich will von dem, was sich auf diese Gesellschaft be„zieht, nichts aufschreiben, zeichnen, mit dem Grabstichel oder „durch Kreide, auch nicht durch andere Art, wie mir durch „meine Vorgesetzten befohlen wird.“

„Ich verspreche auch dieser ehrwürdigen Versammlung, „ihr augenblicklich Alles zu verrathen, was mittelbar oder un= „mittelbar zu meiner Kenntniß gelangt und ihr nachtheilig „sein könnte.“

„Ich werde in dieser Beziehung keine Rücksicht auf Va= „ter, Mutter, Brüder, Schwestern, Gattin, Freund, Freun= „din, Vorgesetzte, Untergebene, oder auf sonst einen Men= „schen nehmen.“

„Ich werde eben so wenig weder den Ort noch den Na= „men des Hausbesitzers, noch den Namen der Mitglieder ver= „rathen, die bei meiner Aufnahme zugegen sind.“

„Wenn ich meineidig werde, so willige ich ein, daß mir „die Zunge, die Lippen, die Brustwarzen mit einem glühen= „den Eisen verbrannt und die Gurgel abgeschnitten werde.“

„Daß ich in einer Versammlung von Carbonari aufge= „hängt und von ihren Dolchen durchstoßen werde, geschärft „durch die Gerechtigkeit und die Rache;“

„Daß mir dann der Bauch aufgeschlitzt und mein Herz „und meine Eingeweide herausgerissen werden;“

„Daß mein so verstümmelter Leichnam verbrannt und „die Asche in den Wind gestreut werde;“

„Daß mein Andenken von den Menschen verflucht werde, „die sich über meine furchtbare Strafe entsetzen!“

„Amen.“

Diese Formel, welche vielleicht übertrieben erscheint, wurde von denen ernsthaft gemeint, welche sie aussprachen. Die Carbonari jener Zeit traten nicht in die furchtbare Verbrüderung, um irgend eine persönliche Rache, einen besondern Zweck zu verfolgen. Die patriotischen Gesinnungen hatten damals eine positive Kraft gewonnen, deren letztes Feuer 1830 ausbrach. Aber die Jahre vorher hatte man

wahrlich für die Regierung zu fürchten, so lange ihre Richtung so entschieden dem widersprach, was die Majorität forderte, die Gewalt der Dinge verlangte.

Das Alles erschreckte Herrn von Villèle und erweckte in ihm finstere Gedanken. Es gab damals ein Motiv, welches für seine Macht beunruhigend war: Die unersättliche Habgier der Hofleute. — Sie forderten, er gewährte, und sie forderten aufs Neue. Man hat viel von dem gesprochen, was der Kaiser für uns gethan hat; aber das Blut unserer Gatten und unserer Väter, welches zehn Jahre lang für das Vaterland floß, die Nachtwachen derer, die sich nicht schlugen, waren da, um auf das spöttische Lächeln derer zu antworten, welche es auffallend fanden, daß man der Wittwe eines Mannes, der von Wunden durchbohrt fiel, eine Pension gewährte.

„Ach," sagte Herr von Villèle, „der Cardinal von Richelieu hätte die vergiftete Menge nicht in das Innere der königlichen Wohnung ziehen sollen! Sein Genie konnte ihrem schüchternen Einflusse damals die Waage halten; aber eben dieses Genie hätte daran denken sollen, daß dergleichen Menschen später sich acclimatisiren und dann sehr lästig werden würden."

Dann erinnerte er sich an alle Bemerkungen des Herrn Necker, welcher zehn Jahre gegen diese gierige Masse kämpfte, die ihn endlich zu Boden warf, weil er ihr widerstehen wollte. Herr Corbière unterhielt, während man über seinen Vorgesetzten schrie.

Ich kam nie nach Paris, ohne eine neue Geschichte von ihm oder seinem Hauswesen erzählen zu hören. Seine Rechtschaffenheit war nur zu sehr anerkannt, und man nannte ihn mit lauter Stimme den redlichsten Menschen in ganz Frankreich, um das Recht zu haben, dann zu sagen, daß er auch

der Lächerlichste sei. Ich habe ihn mehrmals bei Audienzen gesehen, die ich von ihm erhielt, um wegen meines Bruders mit ihm zu sprechen, und ich muß gestehen, daß die, welche es zu ihrem Geschäfte machen, die Regierung, welche einen falschen Weg einschlägt, zu verspotten, reichen Stoff hatten, über ihn zu lachen. Madame Corbière, welche ihren Zucker einschloß, und jedes Glas Wasser, das ein Gast bekam, selbst zuckerte, erschien wahrlich nicht in sehr ministeriellem Lichte. Das erste Mal, als ich Herrn Corbière sah, hatte ich eben die Geschichte von dem blau und weiß gewürfelten Schnupftuche gehört, welches er Ludwig XVIII. auf die Hand legte, und worüber der König in Verzweiflung gerieth, nicht etwa, weil er elegant, sondern weil die Sache ihm widerlich war. Ich hatte also diese Geschichte gehört, und über Herrn von M..., der sie mir vorspielte, bis zu Thränen lachen müssen. Ich kam in den ersten Salon des Ministers, und fand hier den Grafen Lezai von Marnesia, der aus demselben Grunde gekommen war, wie ich. Ich erzählte ihm die Geschichte, die er auch schon wußte, und wir lachten noch darüber, als der Thürsteher mich rief. Ich trat in das Cabinet des Ministers, wo ich einen kleinen Mann sah, dessen Gesicht mir Geist und Güte zu verrathen schien. Ich war sogleich entwaffnet. Ich liebe die Güte sehr, und wenn sie sich mit Geist vereint, bin ich besiegt. Ich setzte mich, und erklärte den Grund meines Kommens. Indem Herr Corbière mich anhörte, veränderten sich seine Züge und nahmen einen rohen Ausdruck an, der mich nicht erschreckte, weil mich in dieser Art nichts erschreckt, und ich in solchem Falle unverschämt werde, wie ein Mensch, der nie an einem Tische gegessen hat; aber ich war so erbittert, daß ich ihm bemerkte, wenn Herr von Permon dem Kaiserreiche zwölf Jahre und der Republik zehn gedient hätte,

so sei dies kein Grund, daß er nicht auch ein treuer Diener einer andern Regierungsform sein könne, welche das Land angenommen hätte.

„Nein, nein, sprechen Sie mir davon nicht,“ schrie er wie ein Verrückter, drehte den Kopf heftig rechts und links, bewegte das berüchtigte Schnupftuch hin und her, und warf mir daraus die Tabakskörner ins Gesicht. Da konnte ich es nicht länger aushalten. Ich stand auf, und zwar sehr zornig, doch ohne ihm dies zu zeigen, denn er würde es nicht verstanden haben. So ging ich, und wußte mir sehr gut zu erklären, warum Herr von Corbière bei einer Partei nicht, bei der andern sehr beliebt war. Sein Geist wurde durch sein gänzlich falsches Urtheil gefesselt, und alles Uebrige hing von der Gnade Gottes ab, der sich, wie bekannt, um dergleichen Dinge nicht kümmert. Vielleicht wäre es besser gewesen, hätte der Teufel sich mit hineingemischt. Uebrigens haben Herr von La Bourdonnaye, Herr von Launy und Herr von Salverte durch ihre Heftigkeit zu dem Unglücke der Bourbons mehr beigetragen, als irgend einer von denen, über welche man das Anathema aussprechen will. Herr von Villèle weiß dies recht gut. Man frage ihn nur über seine Ansicht über Herrn von La Bourdonnaye! Der Etoile und die Gazette haben Nummern, in denen Herr von La Bourdonnaye mehr mißhandelt wird, als Herr von Lavaignac je in irgend einer Zeitung der Restauration. Aber wenn man ihn gehörig geschmäht hatte, sagte der König: „Ich achte Herrn von La Bourdonnaye,“ und Alles war abgemacht. Daher rührte sein Bündniß mit Herrn von Polignac.

Ich muß hier an einen ersten Fehler erinnern, den Carl X. bei Eröffnung der Kammern von 1825 beging. Ludwig XVIII. hatte wegen seiner Kränklichkeit nur nach dem Palais Bourbon

gehen können. Man verbarg seinen Tod aus einem fast politischen Grunde. Was er aus Nothwendigkeit gethan hatte, that Carl X. aus Ungeschicklichkeit und wahrhaft aus Politik. In die Kammer des dritten Standes gehen, hieß eingestehen, daß dieser eine Macht sei! Das war daher seiner Meinung nach ein Fehler, und er beging ihn nicht! Die Kammern wurden, wie früher, in den Tuilerien eröffnet. Hätte ich ihn damals näher gekannt und ihn auf das Uebel aufmerksam machen können, welches er seiner Sache zufügte, so hätte ich ihm dies mit der Freimüthigkeit meines Charakters und mit der Furcht eines Umsturzes gesagt, den damals jeder Tag besorgen ließ. Seine Rede war schön und rührend; er las sie voll Anmuth vor, fast aus dem Gedächtnisse, ohne den Blick auf die Schrift zu werfen, welche gewöhnlich im Hutkopfe verborgen ist. Die Sitzung von 1825 war merkwürdig, insofern sie die bestimmte Rückkehr der Jesuiten darthat; die Frage der Schwestergemeinden, die in dieser Sitzung aufgeworfen wurde, bewies diese ebenfalls; das war in der That wieder ein Schritt zu der Einführung der „schwarzen Männer." — Sie erschien bald. Der Bischof von Hermopolis entwickelte bei dieser Gelegenheit das ganze Rednertalent, das man an ihm kennt, und das soviel vermag, wenn er es will. In einer der vorhergehenden Sitzungen hatte die zweite Kammer ein Gesetz über die Nonnenorden verworfen; in dieser Sitzung aber ging es, Dank dem Bischof von Hermopolis, unter dem allgemeinen Beifallsrufe der alten und jungen Frauen der Faubourg St. Germain durch. Es war ein Sieg für die Partei, und sie erkannte dies vollkommen.

Herr von Frayssinous wendete alles Einschmeichelnde, was er in seiner Stimme hatte, und die ganze Gewalt seiner Rednergabe, an, um für seine Meinung zu gewinnen. Es war das

Spiel einer ganz weiblichen Kokketterie, und wenn man sich nicht verblenden ließ, war es interessant, dem Manöver zu folgen.

Einige Zeit darauf fand bei Hofe eine besondere Intrigue Statt, um dem Könige eine Beschäftigung zu geben. Diese Beschäftigung sollte nicht orthodox sein, und dennoch mischte sich die Geistlichkeit hinein; denn Herr von Latil spielte dabei eine sehr thätige Rolle. Herr von Frayssinous war nicht mit von dem Complott; diese Versicherung kann ich geben. Die Intrigue, welche mehr der Zeit des Oeil-de Boeuf, als der von 1825 angehört, hatte übrigens kein Resultat.

Der Tod war in den beiden Jahren von 1824 und 25 thätig. Beide Parteien wurden von ihm heimgesucht. Die Restauration verlor viel in der Person des Königs von Sardinien und der Prinzeß von Condé. Die Hartnäckigkeit des Ersteren und die Tugenden der Letzteren findet man nicht leicht wieder. Die Starrköpfigkeit des Königs Victor Emanuel hatte etwas sehr Unterhaltendes, Komisches, was aber doch zu einigem Resultate führte. Es war die Parodie des entschlossenen Charakters. An dem Tage, als er in Turin einzog, sollte es zu Pferde geschehen, und zwar auf eben dem Pferde, welches er bei der Invasion von 1795 gewöhnlich zu reiten pflegte. Da für einige alte Höflinge des sardinischen Hofes hören, gehorchen war, suchte man das Pferd; aber sei es nun, daß das arme Thier vor Kummer gestorben war, oder ein Offizier, vielleicht ein gemeiner Dragoner, es mit in die Gefangenschaft nach Babylon genommen hatte, genug man fand es nicht. Was war zu thun? Wie konnte man eine solche Nachricht einem Menschen melden, der nicht einmal von der römischen Republik etwas wissen wollte, um das Wort Republik nicht auszusprechen, und während seines neunzehnjährigen Exils

den darauf abgelegten Eid nicht ein einziges Mal verletzte? Zum Glück war das Pferd klein, schwarz und nicht allzu schön, und ein solches war leicht zu finden. Der König zog also auf seinem Pferde ein und wiederholte häufig:

„Man muß Charakter haben, um den Völkern zu zeigen, daß man von anderer Natur ist, als sie!" Er zeigte dies bald!

Die Franzosen hatten eine sehr schöne Brücke über den Po erbaut, doch der König Ferdinand wollte sie nie passiren.

„Ich will von keiner Neuerung etwas hören," wiederholte er beständig; „ich will, daß mein Hof, meine Hauptstadt, mein Reich, so wenig verändert sein sollen, als hätte alle Welt geschlafen."

Diese Thorheit erreichte einen solchen Grad, daß alle Beamte in ihre früheren Functionen wieder eintraten, obgleich ihr Alter sie dazu meistens unfähig machte, da seit der Revolution Piemonts zwanzig Jahre verflossen waren. Wenn Emanuel nach einem Beamten fragte, und es hieß: er ist todt, schien er verwundert. Dann fragte er nach dessen Sohne, und wenn er keinen gehabt hatte, nach seiner Tochter. War diese verheirathet, so empfing der Schwiegersohn ein Patent, hätte er selbst im Dienste der Franzosen gestanden. Menschen wie Victor Emanuel sind gewöhnlich etwas dumm; — ich bitte deshalb um Verzeihung, und nichts ist leichter, als sie glauben zu machen, was man will.

Er starb im Schlosse Montvalier; er war mit der Schwester Ludwigs XVI., der Prinzeß Clotilde, vermählt, welche man die dicke Madame nannte. Wäre sie am Leben geblieben, hätte er gewiß gewünscht, daß sie nicht magerer würde.

Die chronologische Liste, die sich während dieser beiden Jahre entrollt, ist komisch! Welche Lehren kommen da an

den Tag! Da erschien die Stunde der Wahrheit, und für mehrere der Todten war das Licht, wie hoch gestellt sie auch sein mochten, furchtbar.

Cambacérès starb auch um diese Zeit, und ich bedauerte ihn sehr. Er besaß ein eigenes Erzählungstalent, besonders in Bezug auf die zahlreichen politischen und galanten Abenteuer, deren Zeuge er gewesen war; und er hatte viel gesehen. Die Anmuth, die in seinem finstern und halbkomischen Gesichte lag, bildete zu diesen letztern Eigenschaften einen sonderbaren Contrast, der, ich weiß selbst nicht wie, zu seinem Vortheil einnahm. Er gefiel selbst jungen Frauen; doch beeile ich mich zu sagen, daß keine auf der Fährte der Mademoiselle Gouizot jagte *). Mademoiselle Gouizot! — Ich kehrte von Rom zurück, 1819. Ich wohnte damals in der rue Basse-du-Rempart, und lebte in der größten Einsamkeit. Ich war leidend und noch zu Bett, obgleich es sechs Uhr Abends war, als mein Kammerdiener mir einen alten Herrn meldete, der mich dringend zu sprechen verlange, aber seinen Namen nicht nennen wolle; er sei noch von zwei andern Personen begleitet, bemerkte mein Kammerdiener. Ich stand im Begriffe, die Leute abzuweisen, die sich weigerten, ihren Namen zu nennen; ehe ich dies jedoch that, bat ich eine Freundin, die eben bei mir war, zu forschen, wie die verdächtigen Menschen aussähen.

„Ganz gut!“ sagte sie zurückkommend. „Der eine sieht aus wie ein Quäker.“ Ich ließ sie eintreten.

Man denke sich, wie groß meine Ueberraschung war, als ich in dem, welchen die Vicomtesse von Puthod mit einem Quäker verglichen hatte, den Fürsten Erzkanzler Cambacérès

*) Eine Schauspielerin des Theaters des Variétés, mit der er zur allgemeinen Unterhaltung sehr innig verbunden war.

erkannte! — Sein Haar war nicht mehr frisirt und sorgfältig gepudert; eine kleine eng anliegende Perücke bedeckte seinen Kopf; er trug einen Rock von dunkler Farbe und sonderbarem Schnitt, dabei aber war sein Gesicht so freundlich und zuvorkommend, wie immer.

„Wie, gnädiger Herr, Sie sind es! Sie sind uns zurückgegeben?" rief ich.

Ich war in der That entzückt, ihn wiederzusehen. Ich hatte ihn stets gut und wohlwollend für Junot und mich gefunden. Sein Erscheinen that mir wohl, und dann war seine Verbannung ungerecht. Er kehrte aus Holland zurück. Ich weiß nicht, ob die mährischen Brüder ihm den Gedanken einflößten, sich so zu kleiden, wie er es that, oder ob er glaubte, den Leuten, welche leicht durch die Augen zu bestechen sind, von sich eine andere Meinung beibringen zu müssen. Er that wohl daran. Ich besuchte ihn einige Zeit darauf. Wir plauderten vertraulich, und ich sah, wie sehr er sich durch den Schmerz über das Exil hatte hinreißen lassen. Was hätte er nicht gethan, um nach Frankreich zurückzukehren! Er war wieder da, und was er wollte, war Gunst; ich merkte dies in unserm Gespräche, obgleich er sagte:

„Ich will nichts. Ich verlange nur den Frieden, — nichts als den Frieden."

Ich mißtraue immer diesen Versicherungen aus dem Munde eines Mannes, der funfzehn Jahre lang den zweiten Platz in dem größten Reiche der Welt ausgefüllt hatte.

Bei seinem Tode ließ die Restauration alle seine Papiere in Beschlag nehmen. Diese Maßregel wurde allgemein getadelt. Man begann das Vorspiel zu den Ordonnanzen von 1830!

Ich sprach, glaube ich, von dem Tode des Cardinals Gonsalvi! Das war ein herber Schmerz für mich! Welch eine Seele, und welch ein Herz! Ich beweinte seinen Tod. Und dann verengerte sich der Kreis!

Der Prinz Eugen starb auch in diesem Jahre, in München, an einer Herzenskrankheit. Er hatte so viel gelitten! Der Prinz Eugen wurde damals mit zu großer Strenge beurtheilt. Man hatte einige Worte des Kaisers übel ausgelegt, die dieser wahrscheinlich in jenem Augenblicke schwarzer Laune sprach, welche zuweilen seine besten Gedanken entstellte. Trotz all der Bitterkeit, welche der Kaiser bei seiner Scheidung von der Kaiserin in das Herz des Prinzen Eugen gegossen hatte, indem er ihn zwang, nicht nur als Reichserzkanzler im Senate zu erscheinen, sondern auch zu sprechen, und eine Handlung zu loben, welche das Leben seiner Mutter brach, war er stets ein gehorsamer Sohn, ein treuer Unterthan. Er war und blieb bis zum letzten Tage ein redlicher und guter Mensch von vorwurfsfreiem Benehmen. Ich habe ihn von dem Augenblicke an geliebt, wo ich ihn kennen lernte, als er sechszehn Jahr alt war, und nie habe ich gesehen, daß er nicht meine ganze Achtung verdient hätte. Sein Tod war ein großer Verlust für die ganze napoleonische Partei. Sein Arm war der einzige, welcher die Rechte des Königs von Rom vertheidigen konnte. Vielleicht hat er es nicht genug gethan! So untergrub der Tod mit seiner Sense das schwankende Gebäude unseres unglücklichen Kaiserthumes. Ich trug Trauer für den Prinzen Eugen, nicht nur im Herzen, sondern auch in der Kleidung, und so lange, als ich es am kaiserlichen Hofe gethan haben würde.

Das erinnert mich an die Aeußerung einer Person, die ihrer Redlichkeit wegen gewiß bemerkenswerth ist. Es war der

Prinz von Poix. Während der ersten Tage der Revolution hatte er zu den sogenannten Eiferern gehört. Um seinen Fehler zu sühnen, war er seit der Rückkehr der Bourbons so exaltirt, daß sich gar nicht mit ihm reden ließ. Man weiß, daß die erste Emigration nach Coblenz nichts von ihm wissen wollte, und daß er gezwungen war, nach Frankreich zurückzukehren. Ich weiß nicht, ob er sein neues Benehmen als etwas Vorzügliches betrachtete, aber trotz der größten Rechtschaffenheit von der Welt war er in kleinlichen Dingen überspannt. Ich fand ihn eines Morgens bei dem Marschal Lauriston.

„Wie können Sie die Herzogin von Angoulème lieben und doch solche Menschen betrauern?" sagte er, indem ich von dem Schmerze sprach, den ich nicht verbarg.

Wie kann man mit Menschen streiten, die so sprechen?

Ich glaube, der arme Mensch starb selbst um jene Zeit. Sein Tod ergriff den König und die königliche Familie lebhaft; er war ein treuer Diener und hatte seine frühern Fehler durch ausgezeichnete Dienste gut gemacht.

„Siehst Du den Mann dort," sagte Junot, indem er mir den Prinzen von Poix zeigte, dem wir oft zu Pferde in dem bois de Boulogne begegneten und von dem er als Gouverneur *) von Paris manches Geheimniß wußte. „Hätte die Familie der Bourbons nur solche Diener, wie ihn, so wäre sie viel furchtbarer, als sie ist." — Als Politiker hatte er kein Ta-

*) Als Gouverneur von Paris mußte Junot eine Menge von Dingen wissen, die für alle Parteien wichtig waren, und er wußte sie. Nie mißbrauchte er dies, sondern bediente sich dieses Umstandes vielmehr, um Allen Gutes zu thun. Er hat in dieser Beziehung wichtige Papiere hinterlassen, die ich besitze.

lent und eben so wenig als Intriguant; aber er hatte ein treues Herz und jenen Willen, der große Dinge vollbringt.

Die königliche Familie, besonders aber Carl X., betrauerte ihn aufrichtig, aber es gab auch hier Menschen, die ihn nicht liebten, weil er nicht während der ganzen Zeit der Emigration jenseits der Gränzen geblieben war.

Man hat von dem Prinzen von Poix wie von einem Menschen gesprochen, der der Anhänglichkeit und Ergebenheit nicht sehr fähig war. Ich sah unlängst in den Memoiren, die mit dem Moniteur und dem „Man sagt" geschrieben sind, daß er egoistisch und dumm gewesen sei. Das ist falsch! Vom Egoismus war er weit entfernt, als er Ludwig XVI. aus dem Tempel befreien wollte, und was die andere Beschuldigung betrifft, so war er allerdings kein ausgezeichneter Geist, aber noch weit entfernt, diese Benennung zu verdienen.

Alle diese Nekrologe erinnern mich an einen Todesfall, der ebenfalls um jene Zeit Statt fand, nämlich den der Fürstin von Metternich. Ich will auf das antworten, was man von ihr sagt, und darthun, wie wenig Glauben die Memoiren verdienen, welche von Leuten geschrieben sind, die nichts selbst gesehen und gehört haben.

Der Verfasser dieser Memoiren sagt, daß die Prinzessin von Metternich seine Freundin war. Das mag hingehen, denn die Prinzessin war todt und konnte nicht sagen: Es ist nicht wahr! wohl aber kann das Bild, was von ihr aufgestellt wird, und was man von ihr sagt, berichtigt werden.

Die Fürstin von Metternich war eine geborne von Kaunitz; sie war nie hübsch, sondern klein und von kränklichem Aussehen, aber es fehlte ihr nicht an Anmuth. Ihre Knochen waren zu stark, ihr Kopf zu groß für ihren Körper, und sie hatte nichts für sich, als hübsche blonde Haare und einen

frischen Mund, obgleich ihre Zähne lang und schlecht gereiht waren. Ihr Wuchs war nicht sehr schön, und dieser Fehler wurde noch durch gewaltige Kurzsichtigkeit und Unsicherheit im Gange vergrößert, welche ihr fast ein linkisches Wesen verliehen; dabei war sie, wie erwähnt, sehr klein und außerdem sehr mager. Die Memoiren fügen hinzu, die Prinzeß von Metternich hätte den kaiserlichen Hof, dessen Schmuck sie gewesen, entbehrt.

Ich will glauben, daß hier von dem österreichischen Kaiserhofe die Rede war, denn was den unsrigen betrifft, so war die ganze Autorität ihres Mannes erforderlich, um sie zu bewegen, die großen Cirkel zu besuchen. Nie hat Napoleon eine Feindin gehabt, die ihn mehr verabscheute, als die Fürstin von Metternich; sie liebte ihn schon nicht, da sie nach Paris kam, und man kann sich denken, wie sehr ihr Haß durch die Verfolgung des Fürsten Metternich gesteigert wurde! — Sie haßte den Kaiser, das ist das richtige Wort, und wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir sagen, daß sie Grund dazu hatte.

Was man von der Trennung der Prinzeß und ihres Gemahles seit sechszehn Jahren sagt, ist nicht wahr; der Fürst Metternich beauftragte mich 1815, für das Kind, mit welchem die Prinzeß in Wien niederkommen sollte, gestickte Mützchen zu besorgen; ich entledigte mich dieses Auftrages. Das einzige Wahre an der Erzählung ist: daß der Fürst, sobald er von der Gefahr hörte, in der seine Gemahlin schwebte, nach Paris eilte, um ihr letztes Lebewohl zu empfangen. Er war sehr unglücklich durch diesen Todesfall, und doch lebten er und die Fürstin seit einigen Jahren fern von einander! Aber der Fürst gehört zu den Männern, die nichts kennen, als die Pflicht des Herzens, und das, was

ein edles und großes Herz vorschreibt! Bei dieser Gelegenheit seines Lebens waren seine Freunde stolz auf seine Freundschaft.

Dieselben Memoiren lassen den Fürsten Metternich auch an der Tafel des Fürsten Talleyrand in einer Gesellschaft von 25 Mann eine lächerliche Aeußerung thun. Das ist nicht wahr. Die, welche den Fürsten von Metternich kennen, wissen, daß Niemand den Anstand strenger beobachtet, als er, und er würde gewiß nicht in den ersten acht Tagen in einer Gesellschaft von fünfundzwanzig Personen außerhalb gegessen haben. Sein Verstand hätte ihn gewarnt, wäre sein Herz stumm geblieben.

## Achtes Kapitel.

Rückkehr Frankreichs zu 1780. — Die alten Zeiten. — Die Geistlichkeit. — Der Abbé Guyon. — Der Abbé von Lamennais. — Der Abbé Desmazures. — Herr von Latil. — Das Concordat und die Gotteslästerung. — Herr von Villèle und Herr von Talleyrand. — Die Salbung. — Reims. — Der General Curiol. — Der umgeworfene Wagen. — Barthélemy und die 300 Francs. — Die **Messéniennes**. — Casimir Delavigne. — Herr Lebrun. — Der Cid Andalousiens. — Mademoiselle Mars. — Der Sturz. — Herr Suchet, der Mäzen Lebrun's. — Penelope. — Johanna d'Arc. — Der Tod Cäsars. — Herr Royou. — Er ist verrückt. — Wer Cottin nicht liebt, achtet seinen König nicht. — Paul Courrier. — Sein Portrait. — Seine Beredtsamkeit. — Seine Ermordung. — Wer sein Mörder war. — Die Bleikugel. — Man kennt den Meuchelmörder.

Es war, im Vorbeigehen gesagt, sehr komisch, auf das Kaiserreich die Bemühungen des Klerus zu sehen, welcher gegen und über Alles die Herrschaft zu erlangen suchte. Er war eine wirkliche Macht mit dem erklärten Willen, Frankreich wieder auf den Stand von 1780 zu bringen, und bei dieser Rückkehr zu den alten Zeiten vergaß der Klerus sich selbst nicht. Was uns rettete, war die Menge verschiedener Meinungen bei gleichem Willen und verschiedenen Zwecken. Hert von Bonald, den ich neben den Abbé von Guyon, La Mennais, Desmazures, Latil, Fayet setze, und der Abbé von Coucy, der zum Glück eben dies Jahr starb, und einige andere Fanatiker, sprachen auf das allerunvernünftigste. Besonders

mußte man sie über das Gesetz des Sakrilegiums sprechen hören! Welches Uebermaß von Grausamkeit wollten sie gegen die unglücklichen Verbrecher anwenden, als ob Gott nicht in seiner eigenen Sache der höchste Richter sei. Er konnte mit Béranger sagen:

Ich habe, Gott sei Dank!
Auch meine Ministerbank!

Die Verstümmelung! In Frankreich, im Jahre 1825! Ja wir gingen sicher rückwärts. Auf diese Weise mußte man allerdings die Revolution verwünschen. Wozu nützte sie uns? Alle ihre Wohlthaten wurden neutralisirt. Wenn man bedenkt, daß ein Mann von Talent und selbst von Herz, daran erinnerte, der heilige Ludwig habe noch mehr gethan, und in seiner Zeit sei den Gotteslästerern die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstochen worden! — Also sollten wir zum Jahre 1200 zurückkehren, um Beispiele unserer Gerechtigkeit zu sammeln? Ich gestehe, daß dies Gesetz der Gotteslästerung mir als eine der größten Dummheiten erscheint, welche die Restauration begehen konnte, und zugleich als eine von jenen, welche von der Linken am heftigsten anzugreifen waren. Sie that dies daher auch mit einer beispiellosen Erbitterung. Nicht alle Royalisten dachten wie die Faction des Pavillon Marsan *), und mehrere der Eifrigsten sahen die Fehler und die Gefahr, die er vorbereitete. Alles führte zu 1830!

Und doch ging das Gesetz durch! Es war nur der Vorläufer eines andern Fehlers, der die Julitage herbeiführen mußte: Ich meine die Milliarde der Schadloshaltung.

Herr von Villèle wußte nicht, wie er die Gefahr beschwören sollte, die ihn unter dem Angesichte des ganzen

*) Man sagte noch immer: der Pavillon Marsan, selbst nach der Thronbesteigung Carls X. Es war die Faction Latil und Polignac.

Klerus bedrohte, welcher einen Mann verlangte, der ihm weit mehr ergeben war, als Herr von Villèle. Herr von Talleyrand, der den Verlust der Macht mit blutigen, aber geheimen Thränen beweinte, und sein Verlangen verbarg, Alles zu vernichten, um auf den neuen Trümmern seinen Sitz zu nehmen, da er meinte, daß mit den Trümmern eines alten Hauses sich ein neues erbauen läßt, vermehrte die Besorgniß des Herrn von Villèle in der Nähe wie aus der Ferne, und zeigte ihm, was er zu fürchten hatte. Herr von Villèle sah dies auch ohne ihn, er scheute daher auch Reims und die Salbung. Die gewaltigen Zurüstungen gefielen ihm nicht. Indeß fand die Oelung Statt, und zwar mit einem Luxus und einer Pracht, daß nicht nur die Liberalen darüber schrien, sondern auch ein großer Theil Frankreichs, welcher meinte, daß die Vorurtheile einer größern oder geringern Legitimität nicht durch eine Ceremonie besiegt werden können, besonders wenn diese einem armen Staate Millionen kostet. Der General Curiol, der den König in einem Wagen des Gefolges begleitete, wurde vor den Thoren von Reims umgeworfen und fiel sich die Schulter aus; die Pferde wurden nämlich durch die Kanonenschüsse scheu gemacht und gingen durch. Für einen Mann, der das Kaiserthum so ganz vergessen hatte, war es hart, am Tage der Oelung das Amt eines königlichen Kammerherrn nicht versehen zu können.

Bei Gelegenheit der Oelung fand für die Dichter und Literaten, welche die Zeit feiern sollten, ein sonderbarer Umstand Statt. Ein Name, der seitdem sehr bekannt geworden ist, und der damals schon durch schöne Verse, die er jetzt nicht mehr macht, vortheilhaft bekannt war *),

*) Barthélemy. Er schreibt die besten satyrischen Verse in unserer Zeit.

empfing den Befehl, auf die Salbung eine Ode zu dichten. Die Ode wurde gemacht, doch, als sie bezahlt werden sollte, etwas zu gering taxirt; man gab dem gekrönten Dichter dreihundert Francs dafür, daß er die Krönung Carls X. besungen hatte. Das war eigentlich so gut, wie gar nicht bezahlt. Der Dichter ärgerte sich, und machte zu Ehren und im Namen des Herrn von Villèle ein sehr geistreiches Gedicht. Später sollte die Nemesis das verkannte Talent Barthélemy's würdigen, dessen Meinung, wie ich glauben will, nicht von einer größern oder kleinern Belohnung seiner Arbeit abhing. Was die liberalen Dichter, wie man sie nannte, betrifft, so wurden sie gänzlich von den Belohnungen ausgeschlossen, welche bei Gelegenheit der Krönungsfeier auf die Häupter Aller herabströmte. Diese Ausnahmen trugen den Stempel großer Lächerlichkeit. Casimir Delavigne gehörte damals noch nicht zur Akademie, und dennoch hatte er die Messéniennes geschrieben, ein so bewunderungswerthes und patriotisches Werk, so ganz das Organ des trauernden Frankreichs. Die Ausschließung der Belohnung war aber zu stark, und man verfiel daher auf ein Auskunftsmittel. Casimir Delavigne erhielt die Anweisung eines Jahrgehaltes auf die königliche Chatoulle. Der Summe erinnere ich mich nicht mehr genau, doch ich glaube, es waren 1000 oder 1200 Francs.

Casimir Delavigne schickte sie zurück. Dieses Benehmen schien mir edel und lobenswerth, und zwar um so mehr, weil er sich damals das Kreuz der Ehrenlegion wünschte, und dieser Lohn für den Verfasser der Messéniennes so würdig gewesen wäre. Diese Vernachlässigung war eben so sehr eine Unschicklichkeit, als eine Ungerechtigkeit, doch die Literatur rächte Casimir Delavigne. Er wurde ungeachtet einer boshaften Kabale zur Akademie gewählt. Herr von Peyronnet nahm

ihm den Posten eines Directors der Canzleibibliothek, der ihm als eine ehrenvolle Belohnung für einen Gelehrten ertheilt worden war, welcher in diesem Posten die Leichtigkeit fand, Bücher zu erhalten, die er in keiner Privatbibliothek haben konnte, wie beträchtlich sie auch sein mochte. Diese Absetzung war nur ein Nadelstich, aber er wurde gefühlt. Herr Lebrun war glücklicher, obgleich er sich damals in dem Cid von Andalusien zur romantischen Schule bekannte. Dieses Stück, welches in der comédie française gegeben und von Talma und der Mars gespielt wurde, mußte, wie man sagte, die größte Wirkung hervorbringen. Obgleich ich noch in Versailles wohnte, entschloß ich mich auf Bitten des Herrn Suchet, der Herrn Lebrun in die Welt eingeführt und zu seinem vertrautesten Freunde gemacht hatte, nach Paris zu gehen. Herr Suchet, der Bruder des Marschalls Herzog von Albufera, war Generaldirector in Rouen gewesen und hatte sich gegen Herrn Lebrun freundschaftlich benommen. Er brachte ihn mir nach der rue des Champs-Elysées, wo ich damals wohnte, um mich die Oden über den Ruhm des Kaisers hören zu lassen, die so kräftig waren, daß sie sogar zu viel Lärm machten. Ich empfing ihn, wie alle Künstler, und die Bescheidenheit des Herrn Lebrun war ein Grund mehr, ihm mein ganzes Wohlwollen zu gewinnen. Er dichtete Maria Stuart, und sein Triumph war wohl verdient; aber ich erinnere mich, daß er eine gewisse Penelope oder die Rückkehr des Ulysses bei mir vorlas, und während dessen einige Personen schnarchten, daß die Fenster hätten springen mögen. Diese Erinnerung stimmt mich jetzt noch bitterer gegen Herrn Lebrun, als seine Verwandlung gegen mich, als ich ihn einige Jahre später in den Salons einiger meiner Freundinnen fand, und er mich nicht mehr zu kennen schien. Ich mußte darüber lachen, und fragte,

ob dies vielleicht die Folge der Veränderung unserer gegenseitigen Lage sei; ich hatte die Stellung verloren, die ich unter dem Kaiserthum behauptete, und Herr Lebrun seinen Napoleonismus. Wie dem aber auch sei, beging er doch eine Ungeschicklichkeit, denn die Unhöflichkeit ist nie zu etwas gut.

Jetzt will ich von dem Stück der Cid von Andalusien sprechen. Man hat davon nachtheilig geurtheilt, weil die comédie française zum ersten Male romantische Phrasen brachte. Herr Lebrun, sagte man, hätte den Cid Corneille's aufgewärmt. Das ist nicht wahr; hätte er es aber auch gethan, um uns die Sitten jener Zeit zu schildern, wäre das so übel nicht gewesen; was kann man dem entgegensetzen, was er in dieser Beziehung in dem dritten und besonders in dem zweiten Acte sagt? Gewiß, dies Werk hat große Schönheiten; und noch besser hätte Herr Lebrun gethan, hätte er der Zeit und der Meinung weniger geopfert. Talma und Mademoiselle Mars hatten die Hauptrollen; doch das hinderte den Sturz des Stückes nicht. Er war vollkommen, doch ohne Lärmen. Man pfiff nur wenig und applaudirte selbst viel, aber die Masse gähnte, und dadurch war der Sturz ausgemacht. — Die Bekehrung des Herrn Lebrun rührt, glaube ich, von jener Zeit her.

Einige Tage darauf ließ Herr Soumet in dem Odeon seine Johanna d'Arc aufführen, und das Stück hatte einen glänzenden Erfolg. Es ist schön versificirt, elegant, geschmackvoll, aber es ist keine Tragödie.

Dieses Jahr war das der durchgefallenen Tragödien, Johanna d'Arc ausgenommen. Der schönste und zugleich komischeste Sturz war der von einem Tod Cäsars, welchen der Verfasser, wie man sagte, gedichtet hatte, um den Königsmord zu züchtigen; er hieß, glaube ich, Rojou. Er

wurde über das Geschrei und das Pfeifen so erbittert, daß er noch vor Beendigung des Stückes auf das Theater stürzte, endlich in das Loch des Souffleurs, diesem das Manuscript entriß und unter einem Lärmen und ohrzerreißendem Geschrei entlief. Man wollte in diesem Ereignisse eine Kabale sehen, und behauptete, nur die Liberalen hätten gepfiffen. Abgeschmackt! Das erinnert an die Verse von Boileau:

Wer Cottin nicht liebt, achtet seinen König nicht,
Und erkennt nach Cottin weder Gott, noch Gesetz, noch Glauben.

Wie albern doch der Parteigeist ist! Diese Angelegenheit des Herrn Rojou hatte Folgen; eine Menge Personen wurden in dem Saale selbst verhaftet; man begriff nicht, daß schlechte Verse ausgepfiffen werden müssen, sprächen sie selbst zum Ruhme Gottes.

Aber ein wirkliches Unglück, welches um diese Zeit Statt fand, ergriff die ganze Literatur und alle Redlichdenkenden viel heftiger. Es war die Ermordung Paul Louis Courriers. Dieser Mann war eines jener Lichter, die plötzlich in dem Dunkeln leuchten, und einen langen Lichtstreif hinter sich lassen, welcher die Bahn bezeichnet, die man verfolgen muß. Paul Louis Courrier, ehedem berittener Kanonier, und im Augenblicke seines Todes Winzer zu Veretz in Touraine, war einer der ungewöhnlichsten Menschen unserer Zeit, schrieb mit der Unbefangenheit eines Montaigne und Brantome, und hatte zugleich deren Kraft, das Laster anzugreifen und zu geißeln. Er wußte sich besonders mit einem feinen Geiste lustig zu machen, den Voltaire selbst nicht verschmäht haben würde. Der Spott, mit vollen Händen über ein Opfer ausgegossen, das die Feder Louis Courriers bezeichnete, war ein Brandmal, dessen Spuren nie verlöschen. Er war während seiner kurzen Laufbahn das Schrecken der Minister so wie der Beamten,

welche seine Geißel erreichen konnte. Einige hat er selbst nie verlassen; er glich in dieser Beziehung dem Bullenbeißer, der, einmal gehetzt, das Ohr, welches er gefaßt hatte, nicht wieder los läßt. Ich glaube nicht, daß im Laufe der Revolution ein so gefährlicher Mensch vorkam, wie Courrier! Man sehe seine verschiedenen Reden. Die für Chambord, die, durch welche er den General Foy angreift, so liberal dieser auch war! Man sehe, mit welcher Kraft des Gedankens sein kritischer Geist wie ein Feuerstrahl auf die losschießt, die er verfolgt! Sein Wort ist ein Blitz, welcher die Schlechtigkeit oder Lächerlichkeit zeigt, und zugleich der Donner, welcher den Strafbaren vernichtet. Nie habe ich eine der Reden Courrier's gelesen, ohne lebhaft ergriffen zu werden.

Sein Tod ist ein finsteres Drama. Er hatte Mademoiselle C... geheirathet, die Tochter des berühmten Hellenisten. Sie war hübsch und geistreich, und Courrier hielt sie für gut und treu. Er nahm sie mit nach Veretz bei Tours, und glaubte, dort das Glück in einer Einsamkeit finden zu können, welche er durch seinen Geist und die Liebe für seine Frau verschönte. Sie waren hier allein und hatten zur Gesellschaft nur die Kärner und die Landarbeiter.

Unter den Kärnern Courriers war einer, der mehr Verstand hatte, als die übrigen. Dieser Mensch genoß einige Zeit das Vertrauen seines Herrn, aber nach einigen Monaten bemerkte Courrier, daß er in diesem Vertrauen doppelt betrogen sei! — Er warf den Kärner aus dem Hause.

Dieser Mensch und alle die, welche seine Mitschuldigen waren, hätten Courrier zu Füßen fallen sollen, um ihm zu danken, daß er sie nicht strenger strafte. Aber Courrier achtete sich selbst, und die Züchtigung beschränkte sich auf die Entfernung dieses Menschen.

Einige Tage darauf besichtigte Courrier einen ziemlich wilden Theil seiner Gehölze; er war allein. Als er zur gewöhnlichen Zeit nicht zurückkehrte, suchte man ihn auf, und fand ihn im Grase, in welches er vorwärts gefallen war, getroffen von einem Schusse, den man hinterrücks auf ihn abgefeuert hatte, so daß der Unglückliche sich nicht dagegen schützen oder auch nur ihn hätte ahnen können. Die Kugel, die man aus dem Körper zog, zeigte, daß sie aus Blei gegossen war, welches man irgend einem Gebäude entnommen hatte. In der Untersuchung, die später vorgenommen wurde, fand es sich, daß an einer Fensterscheibe des Häuschens, welches der fortgeschickte Kärner bewohnt hatte, das Blei fehlte. Anfangs blieb die Sache verschwiegen, dann aber erhob die Anklage ohnmächtiges Geschrei. O tausendfache Schmach über uns! Weil Paul Louis Courrier gewissermaßen der Feind der Regierung war, sollte sein Tod, durch einen nichtswürdigen Meuchelmord herbeigeführt, ungerächt bleiben. Endlich aber brachen die Klagen der Redlichen sich Bahn zu den Ohren des Ministers. Die Verbrecher, welche durch eine ganze Provinz angeklagt wurden, erschienen vor dem Tribunal von Tours (1825); hier waren sie gezwungen, das zu erzählen, was ihnen gräßlich sein mußte, entweder als Erinnerung oder als Gewissensbiß! — Ich gestehe, daß mir ihre Lage damals ein aufrichtiges Mitleid einflößte.

Sie wurden so ziemlich frei gesprochen, aber eine bloße Anklage dieser Art ist ein feuriges Wort, welches vernichtet! — Paul Louis Courrier ist ein Mann, der feig ermordet wurde, und dessen Tod die Gesetze nicht rächten.

Die Regierung zeigte einen Stillstand, welcher denen zu denken gab, die ihren Schritten folgten. Man sprach von dem Plane eines besonderen Bündnisses mit Rußland, welches

die Unterstützung Frankreichs wünschte, um eine Expedition gegen die Türkei unternehmen zu können, ohne daß England sich hineinmischte. Herr von Talleyrand, welcher glaubt, daß es besser ist, schlecht von sich sprechen zu hören, als gar nicht, wollte wissen, was Herr von Villèle davon dächte, und schickte einen meiner Bekannten ab, um die Sache von dem Conseil zu erfahren; aber so fein auch der ehemalige Großvicar von Reims sein mochte, war er es doch noch weniger, als der Maire von Toulouse, dessen List aber weniger gehässig war, als die des andern; die eine war eine strafbare Falschheit, die andere nur eine geschickte Verstellung.

Er hatte damals einen lebhaften Kummer. Das Ministerium wurde nicht nur, wie ich früher erwähnte, durch Gedichte angegriffen, sondern es erschien damals auch ein Journal, die eiserne Maske, in dem täglich Diatriben standen, eben so furchtbar, als wahr. Das Unrecht aber lag in den Ausdrücken, die mehr der Sprache der Halle anzugehören schienen, als der einer gesitteten Gesellschaft. Dieses Journal erschien anonym; eine neue Feigheit, die seine Infamie verdoppelte. Ich glaube, daß nichts unwürdiger ist, als diese Art des Kampfes. Die eiserne Maske wurde schlecht redigirt und albern geschrieben, und in Frankreich ist nichts nachtheiliger, als der Tadel: Das ist ohne Geist!

Die eiserne Maske sank daher nach wenigen Monaten.

## Neuntes Kapitel.

Ludwig XVIII. — Philipp August. — Der Prinz Johann. — Die Pairs der vergangenen Zeit. — Die Engländer. — Carl X. — Die Jahre 1825 und 1826. — Die Jesuiten. — Die königliche Gewalt. — Herr von Montlosier. — Seine Schrift. — Herr von Damas. — Herr von Villèle. — Gregor und Sixtus V. — Gourgaud und Herr von Ségur. — Das Gefängniß. — Der General Jacqueminot. — Deschamps und Herr von Lecouteux. — Die Faubourg Saint=Germain.

Vergebens hatte Ludwig XVIII. in seiner Charte den Franzosen die repräsentative Gewalt der beiden Kammern gegeben; das schlechte Wahlsystem der Deputirtenkammer und das noch schlechtere der Pairskammer vernichteten das Gute dieses Mittels. Die Pairie hatte ehedem eine große Macht gegen das Königthum gehabt, aber nicht wie an jenem Tage, wo der König beim Frühstück sechszig oder achtzig Pairs machte oder selbst noch mehr, wenn das Ministerium zu seiner Majorität mehr verlangte. Ehedem, selbst in einer fernen Zeit der Monarchie, sprachen die Pairs Recht gegen den König; man sah dies unter Philipp August, als Innocenz II. Johann ohne Land gegen den König von Frankreich beschützte, der nach seinem Rechte das Königreich England in Besitz nehmen und es seinem Sohne übertragen wollte. Die

Legaten des Papstes kamen nach Frankreich, um im Namen Johanns zu reclamiren. Um ihren Zweck besser zu erreichen, stellten Philipp und sein Sohn sich uneinig *), und der König von Frankreich verbot seinem Sohne, in Gegenwart der Legaten, nach England zu gehen.

„Monsieur," sagte der Prinz in einer feierlichen Versammlung der Stände der Nation, „ich bin Ihr Lehnsmann für die Lehen, die Sie mir in Frankreich verliehen haben; aber es kommt Ihnen nicht zu, im Bezug auf die Thatsachen im Königreich England zu entscheiden; wenn Sie es thun, werde ich mich an meine Pairs wenden."

Dies ist ein deutlicher Beweis, daß die Pairie damals alle wichtigen Angelegenheiten entschied, selbst gegen den König: Die Worte Ludwigs VIII. thun dies dar.

Es war indeß eben dieser Prinz, welcher es wagte, dem Papste zu widerstehen, um ein Königreich zu erwerben, welcher sich später der Kirchenstrafe Roms unterwarf, als die Engländer nach dem Tode Johanns den englischen Thron seinem Sohne Heinrich zurückgaben. Ludwig willigte ein, den zehnten Theil seines Einkommens zu entrichten, seine

*) Man weiß, daß Philipp August ungeachtet dieses scheinbaren Verbotes Ludwig VIII. mit Geld und Mannschaft unterstützte, doch heimlich. Ein anderer Beweis von der Macht der Pairs ist die Antwort, welche Philipp August dem Gesandten Johanns ohne Land gab, als dieser, der Ermordung seines Neffen Arthur angeklagt, aufgefordert wurde, vor den Pairs zu erscheinen. Der König von England forderte einen sicheren Geleitsbrief.

„Er komme," sagte der König von Frankreich.

„Wird er auch Sicherheit zur Rückkehr haben?" fragte der Bischof, welchen Johann gesendet hatte.

„Ja, wenn das Urtheil der Pairs es erlaubt," erwiderte Philipp August.

So wagte der König also nicht, die Sicherheit eines Angeklagten zu verbürgen.

Diener demüthigende Buße thun zu lassen, indem z. B. seine Almoseniere eine Pilgerfahrt nach Rom unternehmen und, nach Paris zurückgekehrt, barfuß nach der Thür von Notre-Dame gehen mußten, ein Bündel Ruthen in der Hand, mit denen die Canonici sie schlagen sollten.

Diese unbegreifliche Scene fand unter einem muthigen und tüchtigen Könige Statt. Philipp August hatte also wohl erkannt, daß in jener Zeit ein Kampf gegen den römischen Hof ein vergebliches Unternehmen sei!

Aber unter Carl X. war es nicht so, wenigstens was den blinden Willen des Fürsten betraf; und doch führte Carl X. uns zu den Zeiten der Barbarei zurück. 1825 und 1826 zeigen uns in den Missionen eine der positivesten Ursachen der Unglücksfälle von 1830. Ich will mich näher erklären, denn die Kritik ist so boshaft, man liest so wenig, ehe man angreift, daß man mir leicht den Vorwurf der Gottlosigkeit machen könnte, und Gott weiß, ob ich dessen fähig bin! Ich führe nur den Krieg gegen den Aberglauben und Fanatismus, zu denen man uns zurückführen wollte. Ich bin übrigens nicht die Einzige, welche in jener Zeit von den herannahenden Gefahren durchdrungen war.

Die Jahre 1825 und 1826 sahen die Eröffnung des langen Kampfes, in welchem der Thron unterliegen sollte. Dieser Kampf hatte zu Häuptern auf der einen Seite die, welche der Charte folgten, und auf der andern die Priesterpartei. Diese waren gefährliche Menschen, weil sie, wie der Kaiser sagte, nichts vergessen und nichts gelernt hatten. Es waren vielleicht treue Männer, aber so eifrig, und so entschlossen, die alten Bahnen zu wandeln, daß es unmöglich fiel, mit ihnen zu unterhandeln. Jedes Zugeständniß war verboten, und in Folge des Unglückssternes der Bourbons waren

die ersten Posten der Krone in den Händen unruhiger und fanatischer Geister, die es aber leider redlich meinten.

Die Jesuiten waren die geheimen Führer dieser Partei; sie hatten im Dunkeln gearbeitet, und seit dem Augenblick der Salbung, seitdem der Erzbischof von Reims Carl X. die Oelung gegeben hatte, gewann er durch diese Handlung noch eine viel größere Herrschaft über seinen Beichtsohn, und die ohnehin zu große Macht der Gesellschaft Jesu wurde dadurch verdoppelt.

Sobald die Gewalt des Prinzen bestritten wird, greift man seine Sitten, wie sie auch sein mögen, an. Der Graf d'Artois wurde, als er noch jung und elegant war, als ein Wollüstling, als ein vergnügungssüchtiger Mensch getadelt, weil seine Aufführung ihn verdammte und die Macht seiner Familie erlosch; jetzt machte das opponirende Frankreich ihm ein ganz anderes Betragen zum Vorwurf. Wäre sein Muth gemäßigter gewesen, würde die Menge sich vielleicht nachsichtiger gegen ihn gezeigt haben. Aber 1826, wie 1790, wollte Carl X. mehr eine Opposition der Hartnäckigkeit als des Charakters, und so mußte Alles schlecht gehen. Herr von Latil, der unruhige, glühende, unternehmende Mann, der in die Gluth seines Eifers oft Arglist zu mischen wußte, war nicht der Mann danach, die Geschäfte zu ordnen. Ich habe eine Carricatur gesehen, welche 1826 gemacht wurde, und Herrn von Latil in Fischerkleidung darstellt; in der rechten Hand, die er ausstreckte, hielt er mehrere Angelschnüre, an denen als Köder Kreuze, Ordensbänder und Patente hingen, während die andere, die er auf dem Rücken verbarg, einen Dolch und eine Fackel hielt; neben ihm sah man die Netze und die Fische des heiligen Petrus. Diese Carricatur ist nicht gut, aber ich führe sie an, um eine Idee der Stimmung der

damaligen Zeit gegen die Priester zu geben. Das kam daher, weil die Oppositionspartei sah, daß der römische Hof nach dem Vorspiel der Excommunication des Kaisers, mit der Hülfe und dem Schutze des Königs von Frankreich einen bedeutenden Schritt beabsichtigte. Die Jesuiten hatten um jene Zeit einen Triumph.

Ihre Macht dehnte sich in einem Augenblicke wie ein Netz über ganz Frankreich aus. Die Universitäten, die Collegien, die Pensionsanstalten, die Verwaltung, die Studien, Alles, was als Corps constituirt war, hing von der Secte Jesu ab. Es war ein wahrhaft erschrecklicher Augenblick; man glaubte sich in die Zeit versetzt, wo die Völker nur einen dunkeln oder unbestimmten Begriff von den meisten Mysterien hatten. Man glaubte in den Zeiten zu leben, wo sie ihre Dogmen wie ihr Geld hinnahmen, ohne Schrift und Gewicht zu prüfen.

Plötzlich, mitten unter den strahlendsten Triumphen, und in dem Augenblick, wo die verborgenste Macht sich enthüllen wollte, schrie ein Mann über Gotteslästerung, und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Täuschung, welche die Franzosen bedrückte. Dieser Mann war gleichwohl ein Royalist! Aber eben weil er es war, erklärte er dem Irrthum den Krieg.

Dieser Mensch, welcher so den Handschuh in die Schranken warf, war Herr von Montlosier. Er ist von den Einen getadelt, von den Andern gelobt worden; bei einem so heftigen Kriege, als ein Religionskrieg ist, muß immer auch ein heftiges Vorurtheil Statt finden. Aber die Nachwelt, welche ruhig urtheilt, wird in ihm den wahren Freund des Thrones erkennen.

Herr von Montlosier stieß plötzlich ein fürchterliches Kriegsgeschrei aus. Er war ein sonderbarer Mensch, aber ritterlich wie ein Paladin, royalistisch wie der König, rechtschaffen wie die Redlichkeit selbst; vielleicht war er etwas zu bitter in dem Streite, zu heftig selbst, aber er sprach nur nach seinem Gewissen, und hätte, wenn es nöthig gewesen wäre, sein Leben hingegeben, um seinen Angriff zu unterstützen. Ein solcher Mensch mußte die Partei, die er angriff, gewaltig erschüttern; so war es denn auch, wie es stets sein wird, wenn ein Mann einen Namen und einen Charakter für sich hat.

Herr von Montlosier trat nicht mit bloßen Worten auf. Es geschah auch mit einer Denkschrift an den König, in welcher er die Priesterpartei positiv bezeichnete. Die Broschüre, die in mehr als 8000 Exemplaren abgezogen war, wurde in weniger als zwei Tagen vergriffen. Die Partei, welche in ihrer Mitte Männer von Talent besaß, antwortete Herrn von Montlosier, aber ungeschickt. Wüthend, so angegriffen zu werden, antworteten die Jesuiten durch grobe Schmähungen. Sie sagten: Herr von Montlosier sei nur ein alter Narr.

Die Gazette de France und die Quotidienne sprachen von ihm, wie von einem Menschen, der den Verstand verloren hätte. Das allein schon gab ihnen Unrecht, denn sie sagten von einem durchaus bekannten Manne, daß er verrückt sei, und er sagte von ihnen:

„Das sind Menschen, welche Frankreich verderben! Richtet!“

Und man gab dem Manne Recht, der mit dem Finger auf seine Gegner deutete, während sie sich gegen einen Verrückten ereiferten, der nicht existirte. Der Proceß, oder viel-

mehr die Schlacht, denn die Tribunale erschreckten die heiligen Väter zu sehr, wurde auf eine noch mehr dumme als strafbare Weise fortgesetzt. Sie wagten es nicht, den Verfasser der Memoiren oder der Denkschrift vor die natürlichen Richter zu stellen, und schleppten ihn daher vor das Tribunal des Religionshasses, welches ein anderes wohl aufwiegt; sie dachten daran, daß Herr von Montlosier, als ehemaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Pension von 6000 Francs erhielt, und man entzog sie ihm. Herr von Damas, damals Minister des Departements, vollbrachte dieses Meisterstück. Dieser Streich elender Rache wurde von wahrhaft royalistisch gesinnten Männern gemißbilligt, die damals mit mir über die Sache sprachen. Ich muß hier dem Herrn von Villèle die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er es nicht wollte. Aber sein Stern der Macht fing schon an zu erbleichen, und zum Unglück für Carl X. bereitete sein Rücktritt sich vor.

Herr von Montlosier blieb durch Entziehung seiner Pension ohne Vermögen. Er ertrug sein Unglück mit edler Festigkeit. Aber der Gewaltstreich machte auf das übrige Frankreich eine wunderbare Wirkung. Es war ein Anblick, der schönsten Zeiten Gregors VII. und Sixtus V. würdig. Die Frauen brachten ihr Leben in der Kirche zu. Die Männer gingen in die Messe, nicht nur Sonntags, sondern auch in der Woche, wenn sie zum Hofe gehörten. Die Heuchler bildeten sich und forderten Beichtzettel und Communion; und doch fanden täglich Tausende von Gotteslästerungen um uns her Statt. Es war eine Maskerade. Leute, die Geschäfte hatten, trafen sich in einer Kirche. Unsere Generale gingen zur Prozession; die Frauen eilten zur Predigt, bewunderten den Redner und *liebten* ihn zuweilen sogar; so war die Religion im Steigen begriffen! — Welche beweinenswerthe Zeit!

Welche Profanation alles dessen, was Gott Heiliges und Erhabenes schuf! Ich habe blutige Thränen am Fuße eben des Altares vergossen, den ein Heuchler mit seinem unreinen Gebete besudelte, und zu Gott gefleht, eines jener Wunder zu thun, welche in der ersten Zeit der Kirche seine Macht verkündeten. Die Verblendung wurde endlich so groß, daß die heiligsten und natürlichsten Bande zerrissen wurden. Ich habe eine Mutter gekannt, die sich weigerte, ihren Sohn zu sehen, weil dieser sich weigerte, in die Predigt zu gehen.

Wir hatten in dieser Zeit eine Diversion in der napoleonistischen Parthei: Ein Duell zwischen Herrn von Ségur und Herrn von Gourgaud. Dieses Duell war um so auffallender, da im Grunde genommen Herr von Ségur in seinem schönen Werke des russischen Feldzugs von dem Kaiser nichts Schlechtes sagte. Diese Broschüre, denn etwas Anderes ist es nicht, machte gleich bei ihrem Erscheinen einen ungeheueren Lärm. Sie war mit einem Talente geschrieben, welches bisher in Herrn von Ségur durch nichts angedeutet wurde, und welches seitdem nichts Anderes rechtfertigte; das ist jedenfalls auffallend, obgleich er viel Geist besitzt. Wie dem aber sei, wurde die Broschüre mit einer Staunen erregenden Schnelligkeit verkauft. Man sah sie überall, besonders in der Faubourg St. Germain; sogar in Versailles, welches eine Carricatur von Paris ist, las das Viertel Saint Louis, welches soviel als möglich die Faubourg Saint Germain nachäfft, das Werk des Herrn von Ségur mit einer solchen Gier, daß die beiden Lesecabinette sie nicht befriedigen konnten; denn man kaufte sie nur in dem Viertel Notre Dame. Die Hartnäckigkeit dauerte in Paris lange genug, um dem General Gourgaud Zeit zu lassen, die Schrift ebenfalls zu lesen. Er wurde anfangs von der Wendung der Gedanken

und des Ausdrucks ergriffen; dann gewann er noch vor Beendigung seiner Lectüre die Ueberzeugung, daß das Werk von einem Manne geschrieben sei, der nicht nur den Kaiser nicht liebte, sondern der ihn auch auf die grausamste Weise anklagte. — Ich habe dieselben Gefühle empfunden, wie der General Gourgaud. Ich konnte nicht sagen: Das ist eine unmittelbar gegen Napoleon gerichtete Phrase! Aber indem ich das Buch schloß, sagte ich ebenfalls mit Gourgaud: Das Buch schrieb ein Mann, der den Kaiser niemals liebte.

Gourgaud forderte Genugthuung für das Gefühl, welches so bei jeder Zeile über den Rückzug aus Rußland durchblickte; er führte Punkte an, die nicht richtig waren, und die Herren gaben sich für den 11ten Juli ein Rendezvous im bois de Boulogne. Herr von Ségur hatte zu Zeugen den General Dejean und den Grafen Lobau. Der General Gourgaud hatte den General Pajol, einen braven Soldaten des Kaiserreichs, dessen militairische Talente allgemein geschätzt wurden, und dessen schönes, edles Herz seine Freunde, unter die auch ich mit Stolz mich rechne, würdigten. Der zweite Zeuge Gourgauds war der Oberst Deschamps, welcher 1814 mit bei der merkwürdigen Geschichte des café Tortoni war. Sie schlugen sich auf den Degen; die Zeugen wollten die Sache beilegen, aber beide Kämpfer hatten zu harte Worte gegen einander gebraucht, als daß es möglich gewesen wäre. Sie schlugen sich also. Beide wurden verwundet; Gourgaud wurde zuerst im Leibe verwundet, und Herr von Ségur am Arme. Sobald das Blut floß, traten die Zeugen dazwischen, und da alle vier competente Richter in einer Ehrensache waren, entschieden sie, daß die beiden Herren ihren Streit als beendigt betrachten dürften. Dieser Zweikampf

machte viel Aufsehen, und bemerkenswerth war die Besuchsliste der beiden Kranken! Auf der Liste des Herrn von Ségur sah man alle Namen der Faubourg St. Germain, während auf der Gourgauds nur die Namen des Kaiserreiches standen. Ich weiß wohl, daß man hierauf erwidern kann: Herr von Ségur sei durch seine Familie mit fast allen Familien der Faubourg St. Germain verwandt, während Gourgaud dies auf keine Weise war. Das ist wahr; aber ich weiß auch, daß der General Ségur zur Zeit des Kaiserreiches noch gefährlicher hätte verwundet sein können, ohne daß einer seiner Verwandten sich hätte an seiner Thür einschreiben lassen. In diesem Augenblicke hatte er ein Glaubensbekenntniß abgelegt, welches ihn unter Seinesgleichen wieder hob, und das allein gab ihm einen Platz zurück, den er mehr erobert, als wiedergefunden hatte.

Ich habe in meinen Memoiren über das Kaiserreich schon alles das erzählt, was der Kaiser für die Familie des Herrn von Ségur that. Diese Güte war mehr als vollkommen. Der Herzog von Bassano, der für den edlen Charakter des Herrn von Ségur Vater die ganze Achtung hegte, die er verdiente, wurde durch die traurige Lage des Herrn von Ségur um so mehr gerührt, da er sie ertrug, um seinen alten Vater, den Marschall von S. zu unterstützen. „Mich friert und hungert," schrieb der Vater, und „ich habe nichts, mich zu bedecken."

Und der Sohn arbeitete, um seinen Vater zu erhalten, und schickte ihm die einzige Decke, die er selbst hatte. Er fand das so natürlich, daß er eines Tages, als Maret ihn daran erinnerte, nicht zugeben wollte, die Sache sei auch nur lobenswerth.

Hier, was ich selbst sah: Als der Kaiser die traurige Lage des Herrn von S. erfuhr, ließ er ihm die Marschallspension ertheilen und seinem Sohne Alles geben, was man nur für ihn thun konnte. Kurze Zeit darauf trat er in den Staatsrath ein. Dies war der Ursprung seines großen Glückes unter dem Kaiserreich; er verdiente es auch in mehr als einer Hinsicht *).

Ein Unglück, welches alle Freunde des Kaiserreiches traf, weil es einer der geachtetsten Familien in jener Zeit widerfuhr, war die Vermögenszerrüttung des Herrn von La Peyrrière, Bruder der Marschallin Bessières, Herzogin von Istrien. Sie selbst hatte empfunden, daß eine Frau doppelt vom Tode getroffen wird, wenn ihr Mann stirbt. Bessières, ein sehr rechtschaffener Mensch, hatte seine Familie ohne Vermögen hinterlassen und sogar noch mit Schulden, welche seine Reisen und der mehrmalige Verlust seiner Equipage ihn zu machen gezwungen hatten. Der Bruder der Herzogin von Istrien war bei diesem Schiffbruche ein wahrer Freund für sie gewesen; sie fühlte daher auch das Unglück dieses Bruders schmerzlich. Man verkaufte seine Gemälde, die Merkwürdigkeiten seines Cabinets, und eine Menge werthvoller Gegenstände für beinahe nichts; andere dagegen wurden sehr theuer bezahlt. Unter diesen letztern bemerkte man Gemälde, welche zu epigrammatischen Zügen Veranlassung gaben, wie wir deren stets mit Geist zu machen wissen. Man ließ eine kleine Liste drucken, von der ich vor einigen Jahren noch ein Exemplar hatte. Diese Liste wurde den Freunden der

*) Als die Herzogin von Angoulême mir und meiner Familie ihren Schutz versprach, entstand in meinem Herzen eine Dankbarkeit, die ich ihr mein ganzes Lebenlang bewahren werde.

Frau von La Peyrrière gesandt, um sie für ein Unglück zu rächen, welches die Behörde einem der Finanzbeamten, die es am wenigsten verdienten, hätte ersparen können. Man stellte diese Gemälde rue du Gros-Chenet in dem sogenannten Museum Lebrun auf, und alle Welt konnte eine der schönsten Sammlungen bewundern, die es damals in Paris gab; der stärkste Grund der Neugier war jene Liste, die nicht nur im Original vorhanden war, sondern auch in hundert Copien. — Der Herzog Decazes hatte nach dieser Liste einen Sturz des Phaëton, von Tintoret gekauft; — Frau von Corbière einen Alchimisten, in seinem Laboratorium Gold machend und einen kleinen Tenières, welcher eine alte Frau in einer flamändischen Wirthschaft darstellte; — Herr von Talleyrand einen Julian, der Apostat von Guido; — die Gräfin du Z.... eine Danaë von Titian; — Herr von Peyronnet Raphael und seinen Fechtmeister; — Herr Pasquier einen Callot, eine Zigeunerbande, welche einen Halt machte und Kunststücke zeigte. Das war mehr geistreich als boshaft; aber es erschien noch eine andere Liste, die mehr boshaft als geistreich war, wie es nur zu oft geschieht, wenn ein schon erschöpfter Gegenstand nachgeahmt wird.

Das Jahr 1826 war merkwürdig durch wichtige Todesfälle. Einer derselben war mir schmerzlich, nämlich der von Herrn Ferrand, ehemaliger Minister der Restauration, und einer der Männer jener Partei, die am meisten an den alten Ideen hingen. Er war ein Freund meiner Familie und besonders meines Onkels, des Abbé von Comnene; er war ein Mann von Geist, aber dieser Geist war ihm mehr schädlich als nützlich, indem er der Sache der Restauration entgegenhandelte, während er ihr zu dienen meinte. Eines

Tages führte mein Onkel mich zu ihm *), und ich hörte ein höchst sonderbares Gespräch. Herr Ferrand vergaß oft, daß ich die Wittwe Junots sei, und sprach in meiner Gegenwart von dem Kaiserthume, als wäre es 1793 gewesen. Es geschah mit demselben Abscheu. Die Folgerungen, die er aus der Güte des Königs zog, wie er sie nannte, waren fürchterlich für die Zukunft der Restauration; und gleichwohl gehörte Herr Ferrand zu den Gemäßigten.

Es ist wahr, daß er die Bourbons mit einer Zärtlichkeit liebte, welche auf sein Urtheil Einfluß haben mußte. Als Weltmann habe ich selten einen so angenehmen Geist gefunden, als den seinigen. Er stritt nie und war sehr unterhaltend in seinem Gespräch; was bei ihm ein doppeltes Verdienst war, denn er litt grausame Schmerzen: Seine Füße waren geschwollen. Er hatte mehrere bemerkenswerthe Sachen geschrieben; sein Werk über die Geschichte erinnert durch seine Correctheit und Reinheit des Styls an Montesquieu. Ein Vorwurf, den man ihm jedoch machen könnte, ist, daß er seine politischen Ideen schwülstig ausdrückt; das führt natürlich zu einer Beschränktheit der Gedanken, welche die Besorgniß derer erwecken muß, die die Geschäfte in seinen Händen sehen. Auf mich wenigstens machte er immer diesen Eindruck. Ludwig XVIII. liebte Herrn Ferrand sehr, und dieser betete ihn an. Ich glaube, daß der Tod des Königs ihn sehr ergriff. Man trug ihn oft in das Cabinet des Königs, wenn er mit ihm sprechen wollte, denn er konnte nicht mehr gehen. Ludwig XVIII. ließ ihn sich setzen

*) Es war im Anfange der Restauration. Herr Ferrand war damals mehr als unverständig.

und beide plauderten weit über die Zeit hinaus, welche zu dem Abendessen zweier Kranken passend ist.

Diese Leidenschaft Ludwigs XVIII. an dem Geplauder erinnert mich an ein Abenteuer, welches ich, wie ich glaube, bei seiner Regierung vergaß.

Herr von Corbière war damals Minister des Innern; er war streng und selbst hart gegen die Künstler, welche mit ihm zu thun hatten, und mehrere von ihnen verließen das Ministerium mit Zorn im Herzen, wenn es Männer, mit Thränen in den Augen, wenn es Weiber waren. Diesen letztern Eindruck fühlte Mademoiselle Duchesnois, als diese von Herrn von Corbière einen Urlaub erbat, um in der Provinz spielen zu können, und von ihm diese Gerechtigkeit, denn es war keine Gunst, nicht erlangen konnte.

„Wie einfältig Sie sind," sagte Rödérer, der sie in Thränen fand. „Gehen Sie zu einen Mächtigern als Corbière."

Sie sah ihn verwundert an, denn man weiß, daß schnelle Fassungskraft nicht ihre Sache war.

„Aber er ist Minister," sagte sie.

„Nun, 'wenn er Minister ist, so giebt es einen König; suchen Sie den König auf."

Mademoiselle Duchesnois fürchtete sich, aber Rödérer flößte ihr Muth ein und verschaffte ihr eine Audienz bei dem Könige. Die tragische Schauspielerin erschien vor dem weisen Könige.

Unter den zahlreichen Vorwürfen, die man Ludwig XVIII. machen kann, ist der nicht mit begriffen, daß er gleichgültig gegen Wissenschaften und Künste war. Er liebte sie und trieb sie zwar schlecht, aber auf seine Weise; er nahm Alles mit Wohlwollen auf, was der Wissenschaft angehörte. Er

empfing Mademoiselle Duchesnois sehr gnädig, gewährte ihr den erbetenen Urlaub und sprach dann sogleich von der dramatischen Kunst mit ihr.

Das war kein Gebiet, auf welchem Mademoiselle Duchesnois mit Vortheil sich bewegte. Sie spielte einige Rollen sehr gut, aber nur aus Inspiration und ohne leitende Ursache, ohne von einem Punkte auszugehen, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Sie war besonders sehr unwissend und kannte nicht einmal die einfachste Genealogie der Atriden und Rodogunen. Als daher Ludwig XVIII. über die Rolle der Phädra mit ihr sprach, welche sie einige Tage zuvor zu ihrem Benefiz gegeben hatte, gerieth sie in große Verlegenheit. Der König erinnerte sich nun an das, was man ihm über sie gesagt hatte, kehrte um und sprach nur von ihrem Talente und der bewunderungswerthen Darstellung ihrer Phädra; eine Sache, zu deren Bewunderern ich nie gehört habe. Mademoiselle Duchesnois empfing die Schmeicheleien des Königs, wie eine Person, die an Lobsprüche, selbst die des Königs, gewöhnt ist, und senkte erröthend die Augen, wodurch sie nicht schöner wurde. Der König fügte hinzu, wie sehr er bedauerte, daß der Zustand seiner Gesundheit ihm nicht erlaubt hätte, sie spielen zu sehen.

„Ich bin deshalb sehr verdrießlich gewesen," fuhr er fort, „denn —"

Mademoiselle Duchesnois, die den König seit einiger Zeit in sichtlicher Verlegenheit erblickte, wußte nicht, was sie denken sollte; ihre eigene Verlegenheit wuchs dadurch und beide schwiegen einen Augenblick. Der König brach zuerst das Stillschweigen, indem er Mademoiselle Duchesnois von der Seite ansah, was sehr auffallend für sie sein mußte, da sie trotz ihrer Häßlichkeit an Liebeserklärungen gewöhnt war.

Ludwig XVIII. rückte auf seinem Armstuhle hin und her, zog an seinen Sammetstiefeln und schien einem innern Gedanken zu antworten, indem er den rechten Arm bewegte.

„Ja," fuhr er laut fort, „ich glaube wohl einen Vorschlag machen zu können, der Ihnen vielleicht nicht mißfallen wird."

Mademoiselle Duchesnois machte unwillkürlich eine Bewegung, die zum Glück dem Könige nicht auffiel, denn er war ganz mit dem Gedanken beschäftigt, der ihn beherrschte.

„Ich habe Sie zur Zeit Ihrer Debüts so sehr rühmen hören," fuhr Ludwig XVIII. fort, „daß ich Sie einige Stellen sprechen hören will, aber gerade so, wie auf dem Theater. Aus der Dido zum Beispiel."

Mademoiselle Duchesnois athmete wieder freier, aber sie blieb dennoch starr vor Staunen auf der andern Seite des Tisches von Hartwell stehen, der als Schutzwall diente.

„Sire," erwiderte sie mit süßlichem Tone, „es war Mademoiselle Georges, die die Dido zu ihrem Debüt spielte, denn sie war der Meinung, daß der König an die Schönheit der Mademoiselle Georges in dieser Rolle denken müßte, besonders im fünften Akte. Und dann — Ew. Majestät verlangen, daß ich wie auf dem Theater sprechen soll — und dazu müßte ich mich entkleiden."

Der König lachte.

„O!" sagte er endlich, „in dem Punkte nehme ich es nicht so genau, ich verlange nur den Schein; und dann, wenn Dido Ihnen mißfällt, obgleich ich sie gerne gehört hätte; — — — — — — — — — — — — es giebt ja auch schöne Stellen in der Rolle des Aeneas!"

Und der König declamirte die Verse des Abbé Delille zwischen den Zähnen. Mademoiselle Duchesnois verstand ihn nicht, und ich glaube dies gern.

„Nun, wenn Sie Dido nicht spielen wollen, so recitiren Sie mir einige Stellen aus der Phädra.“

„Aber, Sire, ich bedarf Jemand zu den Gegenreden.“

„Beunruhigen Sie sich nicht, Sie sollen haben, was Sie bedürfen.“

Mademoiselle Duchesnois drehte sich um, um nach ihren Hippolyt zu sehen, aber sie erblickte Niemanden.

Der König lachte wieder.

„Sein Sie unbesorgt, sage ich Ihnen! — Nun wollen Sie die schöne Scene der Liebeserklärung sprechen.“

„Aber, Sire —“

„Begreifen Sie denn nicht, daß ich Ihnen antworten werde?“

„Ach, Sire!“

„Beunruhigen Sie sich nicht,“ sagte der König mit mildem Tone, damit die Strahlen seines königlichen Auges das arme Mädchen nicht zu sehr erschreckten, während es doch nur im höchsten Grade verwundert war. Uebrigens war die Wirkung der der Furcht gleich und sie glaubte einen Augenblick, daß sie nicht würde sprechen können. Die Sonderbarkeit ihrer Lage flößte ihr jedoch einen Muth ein, den Sie sonst vielleicht nicht gehabt haben würde. Und sie sprach die schönen Verse Racine's, ohne sie zu sehr zu schreien oder zu zerreißen. Der König nahm hierauf in seinem Lehnstuhle so viel wie möglich die Stellung des Hippolyt an und die Sache ging ihren Gang.

Als sie zwei oder drei Scenen gesprochen hätten, fand Ludwig XVIII. so viel Geschmack an der Sache, daß er fortfahren wollte und schon von der Berenice sprach. Aber zum Glück für Mademoiselle Duchesnois ließ den König sein Gedächtniß zurück und er mußte sagen: Für ein andermal.

Mademoiselle Duchesnois fühlte eine solche Lachlust, daß sie sie nicht länger unterdrücken konnte. Zum Glück war das Ende der Audienz geeignet, sie wieder in ihren gewöhnlichen Zustand zu versetzen.

„Ich konnte Ihr Benefiz nicht besuchen," sagte der König. „Aber ich bin Ihnen nichts desto weniger meine Loge schuldig. Der Herzog von Duras wird sie Ihnen bezahlt haben; dies bitte ich aber von meiner Hand als eine Erinnerung an den heutigen Morgen anzunehmen."

Mit diesen Worten zog er den Kasten seines Tisches auf und nahm daraus drei Banknoten, jede von tausend Francs, und überreichte sie ihr mit der Anmuth des Oeil-de-Boeuf.

Mademoiselle Duchesnois bewahrte noch lange die Erinnerung an diesen Morgen; sie erzählte die Sache mit Vergnügen und selbst noch kurz vor ihrem Tode. Als sie das Schloß verließ, ging sie zu Mademoiselle Bourgoin und erzählte dieser die ganze Sache.

„Ich sagte es Dir ja," erwiderte ihre Gefährtin, die eine eben so eifrige Royalistin war, als irgend ein schöner Kopf der Faubourg-Saint-Germain, „ich sagte es Dir ja immer, daß es gute Leute sind. Er ist ein guter dicker Papa und ohne alle Umstände, nur etwas zu häßlich für den Hippolyt; — aber Du bist auch nicht allzu schön zur Phädra, und so paßtet Ihr zusammen."

Mademoiselle Bourgoin war Royalistin nicht nur aus einer Art Ueberzeugung, sondern auch in Folge eines Hasses gegen den Kaiser, ein Haß, den er selbst hervorgerufen hatte. Der Herzog von Rovigo war für sie so gefährlich, wie man nur für eine Person sein konnte, die Niemanden fürchtete,

selbst nicht ihr Klystier *), wie sie Herrn von Chaptal nannte, mit dem sie lange Zeit in vertrautem Umgang lebte, und den sie so nannte, weil er früher Apotheker gewesen sein sollte. Sie war kühn und besaß Geist, und bei diesem kommt die Beredtsamkeit von selbst.

1814 begegnete sie dem Herzoge von Rovigo einige Tage vor der Abdankung in Fontainebleau; er war zu Fuß und sie im Wagen. Als sie ihn bemerkte, stürzte sie fast aus ihrem Wagen und rief so laut, daß sie fast die ganze Straße in Aufruhr brachte; sich zu ihm beugend, fuhr sie mit seiner Hand nach ihrem Halse und rieb diesen, indem sie die Handlung des Abschneidens darstellte.

„Aha!" rief sie, „jetzt sind wir so weit, nun kommt die Reihe an Dich."

Der Herzog von Rovigo war über diesen Angriff wüthender, als über eine Broschüre, die kurze Zeit darauf gegen ihn erschien. Die kleinen Kinder, welche bei diesem Auftritte zugegen waren, folgten ihm, indem sie, ohne zu wissen weshalb, ihm zuschrien:

„Jetzt sind wir so weit, nun kommt die Reihe an Dich."

In Mademoiselle Bourgoin lag Geist und eine gewisse Originalität, welche machte, daß man ihr das Böse verzieh, welches sie bewirkte; denn sie war nicht gut und schadete häufig.

Die Liste der Todten war in diesem Jahre lang. Auf Herrn Ferrand folgte das Haupt des Magnetismus, der Marquis von Puységur. Er war ein redlicher Mensch, der eine Sache vertheidigte, an die er glaubte. Seine Freunde betrauerten ihn sehr, denn er war ein Ehrenmann. Ich

*) Die Beredtsamkeit der Mademoiselle Bourgoin war noch kräftiger, als ich hier anführe; wer sie gekannt hat, muß dies wissen.

verlor einen Freund, den man mehr beklagt, als einen König — den König von Baiern. Dieser Mann, der einen großen Theil seines Lebens im Unglück zugebracht hatte, kannte keine größere Freude, als zu helfen und zu verpflichten. Der König von Baiern besaß jene Güte, welche nichts thut, als auf Antrieb des Herzens, jene sinnreiche Güte, welche aus der Seele kömmt. Ich habe ihn nicht nur persönlich gekannt, sondern mein Mann war auch sein Freund und wußte ihn zu würdigen.

Der König von Baiern war so weit entfernt vom Herrscher, als man sein kann, wenn man nicht dazu geboren ist. Er war nur Fürst von Zweibrücken, Oberst in französischen Diensten, aber ohne Vermögen und dadurch ohne viel Ansehen, ungeachtet seines Fürstenstandes. Er erkannte seine Lage so gut, daß es ihm ungeachtet seiner Herzensgüte bald unmöglich wurde, mit einem Adel zu leben, der ihm die Hand nur nach der Taxe seines Vermögens drückte. Er zog sich von der vornehmen Welt zurück, und lebte nur noch mit Künstlern und Schauspielern. Ich sage nicht, daß dies gerade die Gesellschaft war, die er sehen mußte, aber er gab einen Grund an, der sich nicht verwerfen ließ: seinen Willen.

„Ich war in Versailles unglücklich,“ sagte er mir, „und fand das Glück nur in dieser Welt von Künstlern wieder, die selbst glücklich, sich geehrt fühlten, mich in ihrer Mitte zu erblicken, und mir das Glück, was ich ihnen gewährte, hundertfach vergalten; das Glück war auf meiner Seite illusorisch, denn es bestand nur in der Ehre, die ich ihnen, wie sie behaupteten, erwies. Eine schöne Ehre in der That. Ich war arm; es fehlte mir oft an Geld, denn meine hohe Familie antwortete mir nicht, wenn meine Forderungen etwas rasch auf einander folgten. Diese Menschen, welche

die Gesellschaft damals von sich stieß, gewährten mir nicht nur die Unterstützung ihres Herzens, ihre wahre, aufrichtige Freundschaft, welche die Künstler allein kennen und fühlen, sondern sie gewährten mir auch zugleich den Beistand ihres Vermögens, und alles dessen, was sie für mein Vergnügen und meine Annehmlichkeit thun konnten. Vestris besonders war gegen mich wie ein Bruder.

1804, bei der Krönung, erzählte der König von Baiern mir dies Alles, und ich erfuhr in der That, daß er nach seiner Ankunft seine alten Freunde hatte holen lassen; er suchte sie in ihrer eignen Wohnung auf und reichte ihnen seine königliche Rechte, wie er sie ihnen 25 Jahre früher gereicht hatte, als er Paris verließ, um die unverhoffte Erbschaft des Kurfürstenthums Baiern in Besitz zu nehmen.

Als Vestris erfuhr, daß der Kaiser Baiern zum Königreiche erhoben hatte, rief er aus:

„Ach der arme Max; es freut mich recht, daß man ihn zum König gemacht hat!"

Der König von Baiern hatte seinen Schwiegersohn, wie seinen Sohn empfangen, als Eugen nach dem Sturze des Kaiserreiches ihn um ein Asyl bat; sein Benehmen gegen ihn war so, wie es sich von einem philosophischen Könige erwarten ließ, von einem Manne, der das Oberhaupt und der Herrscher eines Volkes mehr zu dessen Glück war, als aus Vergnügen, auf einem Throne zu sitzen und eine Krone zu tragen. Maximilian hat ein Andenken hinterlassen, welches nicht nur seinem Volke theuer, sondern auch seinen Freunden werth war. Und dies will von einem Könige viel sagen.

(Ende des sechsten Bandes.)

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

# DERNIÈRES NOUVEAUTÉS

DE

## C. HOCHHAUSEN & FOURNES

(Allgemeine Niederländische Buchhandlung)

A LEIPZIG.

---

**ABRANTES** (Duchesse d'), *Mémoires*, ou souvenirs historiques sur Napoléon, la révolution, le directoire, le consulat, l'empire et la restauration. — 3 vol. grand in 8., impr. à 2 colonnes 15 thl.

— *Histoire des Salons de Paris.* Tableaux et portraits du grand monde, sous Louis XVI, le directoire, le consulat et l'empire, la restauration, et le règne de Louis Philippe I. — T. 1. 2. in 18. 2 thl. 12 gr.

— *Souvenirs d'une Ambassade* et d'un séjour en Espagne et en Portugal, de 1808 à 1811. — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

**ANNA-MARIA** (Mad.), *Léa Cornélia.* — 2 vol. in 18. 2 thl.

**ANDRYANE** (A.), *Mémoires d'un Prisonnier d'Etat au Spielberg.* Par etc., compagnon de captivité du Comte Confalonieri. — T. 1. 2. in 18. 2 thl. 12 gr.

**ARNAUD** (H. [Mme. Charles REYBAUD]), *Deux à deux.* — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

— *Espagnoles et Françaises.* — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

**AUBER** (H.), *La Femme du Monde et la Femme Artiste.* — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

**BALZAC** (H. de), *Romans et Contes philosophiques.* — 4 vol. in 18. 5 thl.

Cont.: Tome I. La Comédie du Diable. — El Verdugo. — L'Enfant maudit. — Etude de Femme. — L'Elixir de longue Vie. — Melmoth réconcilié.... T. II. Le Chef-d'Oeuvre d'un Inconnu. — Le Requisitionnaire. — Les deux Rèves. — Jésus-Christ en Flandre. — L'Eglise. — Maître Cornélius.... T. III. L'Auberge rouge. — L'Interdiction. — La Messe de l'Athée.... T. IV. L'Enfant maudit (Suite). — Une Passion dans le Désert. — Facino Cane. — Les Martyrs ignorés. — Le Secret des Ruggieri. —

— *Histoire de la Grandeur et de la Décadence de César Birotteau*, parfumeur, chevalier de la légion d'honneur, adjoint au maire du 2de arrondissement de la ville de Paris. — 2 vol. in 18. 2 thl.

**BANIM**, *La Famille Nowlan*, histoire irlandaise. Trad. de l'anglais par A. J. B. DEPAUCONPRET. — 3 vol. in 16. 1 thl. 12 gr.

BAUCHERY (Roland), *Un Héritage de Famille.* — 2 vol. in 16. 1 thl.

BERNARD (Charles de), *La Femme de quarante Ans.* — 1 vol. in 16. 12 gr.

BERNIER (Adhelm), *Le Château de Pierrefonds.* — 2 vol. in 16. 1 thl.

BODIN (Mme. Cam. [Jenny BASTIDE]), *Savinie.* — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

—— *Stenia.* — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

BONNELLIER (Hyp.), *Un Malheur domestique.* — 2 vol. in 18. 2 thl.

BULWER (E. L.), *Pelham*, ou les aventures d'un gentilhomme anglais. Trad. librement de l'anglais par Jean COHEN. — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

—— *Ernest Maltravers.* Traduit de l'anglais par Mlle. A. SOBRY. — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

BURY (Miss) Auteur du Tryvelyan), *Julie Norvich.* Trad. de l'anglais. — 2 vol. in 18. 2 thl. 12 gr.

CHATEAUBRIAND (Vicomte de), *Atala; René; Le dernier Abencérage.* — 1 vol. in 18. 1 thl.

CERVANTES, *Histoire admirable de Don Quichotte*, traduction de FLORIAN. — 6 vol. in 18, avec figures. 2 thl. 12 gr.

CREUSE DE LESSER, 1800 *Ans ou Annales secretes d'une Famille*, recueillis et mises au jour par etc. — 3 vol. in 18. 3 thl.

DAHLSKIOLD (Olof), *Paris, de Juillet* 1836 *à Mars* 1837. Fragmens. — 1 broch. 9 gr.

DELECLUZE (E. J.), *Mademoisselle Jusine de Liron*, nouvelle, suivie de *Le Mécanicien Roi.* — 1 vol. in 18. 1 thl.

DIDIER (Charles), *Une Année en Espagne.* — 2 vol. in 18. 2 thl.

DUMAS (Alex.), *Oeuvres complètes.* — 2 vol. grand in 8., ornés de 10 belles gravures sur bois. 10 thl.

—— *Angèle.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Antony.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Cathérine Howard.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Charles VII.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Christine.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Don Juan de Marana.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Henri III.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Kean.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Le Mari de la Veuve.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Napoléon Bonaparte.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Richard Darlington.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *Térésa.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

—— *La Tour le Nesle.* — 1 vol. in 18. 12 gr.

(La Suite au prochain volume.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abrantès, Laure Junot <<d'>>,

Memoiren über die Restauration, oder historische Erinnerungen aus der Zeit der Restauration, der Revolution von 1830 und den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's
Bd.: 6

Leipzig 1838

Passau, Staatliche Bibliothek -- S BBP/07 PHM 20-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11339717-5